

1939 - 1948

Von Freund Ewers, der inzwischen Chef des Strassenbaulabors an der Technischen Hochschule geworden war, wurde ich eingeladen nach Dresden zu kommen, um meinen Doktor zu machen. Das war natürlich sehr verlockend, und es gelang mir, von Wildmann problemlos entlassen zu werden. Da ich es eilig hatte, vermied ich den üblichen, amtlichen Weg der Passbeschaffung und bat Willi Knopf um Hilfe. Ich erwähne das nur, weil dabei ein Wunder passiert ist. Ich hatte keine Ahnung mehr, dass es für Reserveoffiziere eine Sperre für Auslandsreisen gab. Die Passbehörden waren angewiesen, den Reserveoffizieren nur nach Genehmigung des Kriegsministeriums Pässe auszugeben. Zur Sicherheit hatte ich auch mein Abiturzeugnis im Kriegsministerium deponieren müssen, wovon ich auch nichts mehr wusste. Für einen Advokaten wie Willi Knopf waren das alles keine Hindernisse, und ich hatte in wenigen Tagen meinen Pass. Das Wunder besteht nun darin, dass mein Abiturzeugnis, was ja eigentlich im Ministerium sein müsste, bei mir ist. Irgend eine gute Seele im Kriegsministerium hat es mir, als ich schon längst aus Rumänien weg war, nachgeschickt, ich weiss nicht mehr wann oder wohin.

Der Abschied von zu Hause ist mir, wegen der interessanten Aussichten, überhaupt nicht schwer gefallen, aber für meine Mutter war es sicher nicht leicht. Sie machte mir ein Abschiedsgedicht von dem ich nur noch die erste Zeile weiss: "Hast Du sie denn wirklich satt, deine alte Vaterstadt?." Wegen des Kieges konnte ich meine Mutter nur noch einmal wiedersehen. Sie hat mich in Deutschland besucht und dabei auch Ilse kennegelernt.

Die Gewohnheit, wichtige Ereignisse durch meist spassige Gedichte zu verschönen, war alte Familientradition. Vaters Beiträge zur Kronstädter Faschingszeitung waren berühmt. Bei den dazugehörigen Karikaturen half Mutter, denn sie war gelernte Zeichenlehrerin. Es existieren noch bei ihren Enkeln etliche Gemälde von ihr.

Vor meiner Übersiedlung nach Deutschland hatte ich natürlich viel über das dortige neue politische System erfahren. Als positiv registrierte ich vor allem den wirtschaftlichen Erfolg mit Beseitigung der Arbeitslosigkeit und die bessere politische Behandlung, die wir Siebenbürger Sachsen - offenbar aus Angst vor Deutschland - in Rumänien erfuhren. Dank der geglaubten Nazi-propaganda hatte ich keine Ahnung, dass der wirtschaftliche Erfolg natürlich zum grossen Teil durch das Ende der Weltwirtschaftskrise bedingt war.

Die negativen Seiten des neuen Systems betrafen, meiner Ansicht nach, vor allem Hitler selbst. Ich hatte natürlich "Mein Kampf" gelesen. Als Beispiel für den negativen

Eindruck, den ich dabei hatte, erwähne ich das öfter vorkommende Wort "Objektivitätsfimmel". Objektivität ist also ein Fimmel, den man bekämpfen muss. Ich hatte auch, noch als Student in Dresden bei einer Kundgebung in der "Kampfzeit", in einem tobenden Saal den schreienden Hitler gesehen, was mein negatives Bild verstärkte. Die übliche Reaktion vieler Deutscher bei Missständen im System "wenn das der Führer wüsste", war bei mir umgekehrt: "wenn es doch diese offenbar gute Sache ohne Hitler gäbe", was natürlich aus späterer Sicht völliger Quatsch ist. Bis zu welchem Grad von Dummheit die beständige Propaganda auch uns geführt hatte, sieht man daraus, dass wir bei den ersten Filmen über Nazigreuel, überzeugt waren, das seien untergeschobene Filme über Greuel an Deutschen. Das war aber alles später. Jetzt zurück zur Übersiedelung.

In Dresden mietete ich mir ein Zimmer und fing an zu arbeiten. Natürlich besuchte ich nicht nur meine Schwester Miko, die dort lebte, sondern auch Mami und ihre Töchter. In kurzer Zeit waren Ilse und ich uns einig, dass wir heiraten wollten, was der Miko gar nicht passte, denn, sie, als 10 Jahre ältere Schwester, hatte andere Pläne mit mir. Sie hat sich aber schliesslich mit meinem Entschluss abgefunden.

Wir heirateten am 24.12.1938 und machten eine wunderbare Hochzeitsreise nach Südtirol, und Ilse war im Schilaufen eine gelehrige Schülerin. Weil zu Weihnachten die Schneebedingungen meist noch nicht so sicher sind, hatten wir ein ziemlich hochliegendes Quartier gewählt - Colfosco in der Nähe von Corvara - und wurden nicht enttäuscht. Auf einem unserer Ausflüge hab ich auch zum ersten Mal einen Schilift benützt: wenn ich das früher kennengelernt hätte, wäre ich vielleicht ein guter Abfahrtsläufer geworden. Meine Schilauftechnik krankte daran, dass ich zu Hause soviel Touren allein gemacht hab. Weil in solcher Situation jeder grössere Unfall wegen Hilfslosigkeit tödlich endet, gewöhnt man sich ein gewisses "schissiges" Schilaufen an.

Ich war ja aber nicht zum Heiraten nach Dresden gekommen sondern zum Dokormachen, und daher will ich zuerst von meiner Arbeit erzählen. Unter den Doktoranden an der Hochschule herrschte ein hervorragendes Klima. Mitten im Hochschulgelände stand eine grün angestrichene Holzbaracke, die "grüner Dom" genannt wurde, wo Kaffee und Kuchen zu haben waren. Wenn man irgend ein wissenschaftliches Problem hatte, ging man gegen 11 Uhr in den grünen Dom und traf Kollegen aus der Mathematik oder anderen Fächern, mit denen man sich prima unterhalten konnte.

Ewers hat praktisch meine Arbeit betreut, konnte aber noch nicht offiziell "Doktorvater" sein, da er selbst zwar schon Doktor, aber noch im Aufstieg innerhalb der Hochschulhierarchie begriffen war. Offizieller "Doktorvater" war Prof. Kirschmer, der sich aber kaum um meine Arbeit gekümmert hat.

Da meine Doktorarbeit - zwei Jahre später - solchen Eindruck gemacht hat, will ich erläutern, wie ich auf den springenden Punkt des Problems gekommen bin. Ewers

hatte sich für mich als Thema ausgedacht: "Kornform der Zuschlagstoffe im Strassenbau". Er wusste nämlich, dass die Form der Steinchen, aus denen eine Strassendecke besteht, grossen Einfluss auf die Qualität der Strasse hat und dass die Strassenbaufirmen ständig mit den Schotterlieferanten wegen schlechtgeformter Steinchen im Streit lagen und dass niemand genau sagen konnte, was gutgeformte Steinchen sind. Nach einer gewissen Anlaufzeit, in der ich die üblichen Arbeiten im Strassenbaulabor kennen lernte, kristallisierten sich bei mir zwei Ideen:

1. Es ist Blödsinn dem Thema dadurch beizukommen, dass man die Steinchen einzeln in die Hand nimmt und ausmisst, denn für einen guten statistischen Durchschnitt ist eine zu grosse Zahl nötig (soviel ich weiss, ist dieser Blödsinn noch heute in der DIN vorgeschrieben).

2. Ein gutes Beurteilungskriterium wäre sicher das Verhältnis zwischen Oberfläche und Volumen der Steinchen.

Also, wie misst man die Oberfläche? Unser Laborant Kleinert, der ja ständig mit Bitumen arbeitete, riet mir, die Steine in heisses Bitumen zu tauchen und sie nach dem Abkühlen eine bestimmte Zeit in ein Lösungsmittel zu bringen. Die gelöste Menge würde die Grösse der Oberfläche anzeigen. Wie bemisst man die bestimmte Zeit? Man lässt die Steine eine bestimmte Strecke durch das Lösungsmittel fallen. Aber sie fallen doch, je nach Form, verschieden schnell. Damit war das Grundproblem gelöst.

Natürlich hab ich kein Bitumen genommen und einen Apparat gebaut, in dem die Steinchen gleicher Siebgrösse nach ihrer Fallgeschwindigkeit im Wasser sortiert werden. Auf dem Bild sieht man, wie Ilse, gekleidet in einen Laborkittel, Steinchen in meinen Apparat wirft.

Auf vielfältiges Drängen hin habe ich schliesslich meinen Apparat zum Patent angemeldet, und das Ergebnis war verblüffend. Das Patentamt, das ja alle Anmeldungen auf Neuheit prüft, lehnte meinen Antrag ab, denn vor 400(!) Jahren hatte ein gewisser Agricola, ein Buch über bergmännische Technik heraus gebracht, worin ein Verfahren beschrieben wird, aus erzhaltigen Gemischen die "tauben" Bestandteile herauszuholen, in dem man das Gemisch durch Wasser fallen lässt, wobei die erzhaltigen Stücke schneller fallen. Natürlich geht es hier nicht um die Form sondern um das spezifische Gewicht, aber die Klassifizierung nach der Fallgeschwindigkeit ist die gleiche. Hätte ich das bei meiner Doktorarbeit gewusst, so wäre ich schneller fertig geworden, denn ich hätte mir keinen Apparat ausdenken müssen.

Ilse hat an meiner Arbeit regen Anteil genommen. In der Schlussphase, das heisst, während Ilse den Text tippte, hatten wir uns - wahrscheinlich unnötigerweise - einen bestimmten Schlusstermin vorgenommen und um ihn einzuhalten, arbeiteten wir Nächte durch und zwar mit dem Wachhaltemittel Pervitin, ohne seine Gefährlichkeit zu kennen. Während ich Figuren für den Druck malte, sass Ilse bei mir in meinem Dienstzimmer an der Schreibmaschine und ging nur nach Hause (10 Minuten weit),

um das Baby, nämlich den Dietrich, zu stillen. Er wurde von Mami sehr gut betreut, aber stillen konnte sie ihn nicht.



Ilse als Laborantin und mit Dietrich und mir

Schliesslich waren wir endlich fertig, die Doktorprüfung fand statt und ich bekam die beste Note. Sicher hat dabei mein offizieller Doktorvater, Prof. Kirschmer mitgeholfen, denn die Arbeit gefiel ihm.

Das Fach Strassenbau hat mir niemals besonders gefallen, und ich wechselte daher aus dem Strassenbaulabor in das Labor für Bodenmechanik über. Das war eine neue Wissenschaft, die mich sehr interessierte. Das tat meiner Freundschaft mit Ewers

keinen Abbruch, denn er hatte volles Verständnis für meinen Schritt, und wir blieben lebenslange Freunde. Er hatte inzwischen eine russische Sängerin geheiratet, mit der er viel Musik machte. Als ich anregte, mal wieder Schach zu spielen, meinte er: "dazu hab ich keine Lust mehr; meine Frau schlägt mich immer".

Im bodenmechanischen Labor gibt es bei der Untersuchung der Bodenproben sehr viel Arbeiten, die eine gewisse Fingergeschicklichkeit erfordern. Deshalb wurde weiblichen Arbeitskräften der Vorzug gegeben. Mein neuer Chef, Prof. Bernatzik (aus Wien) hat bei der Auswahl seiner Laborantinnen offenbar in erster Linie auf Schönheit geachtet, denn sie waren alle hübsch - darunter eine Gräfin und eine weitere Adelige. Wenn bei Hochschulveranstaltungen die Bodenmechanikleute kamen, hiess es "da kommt der Bernatzik mit seinem Harem."

Da Bernatzik mich öfter einen Rumänen genannt hatte, da ich doch aus Rumänien komme, hab ich ihm den typisch siebenbürgisch nationalistischen Spruch gesagt: "Wenn ein Pferd in einem Eselstall geboren wird, bleibt es trotzdem ein Pferd". Einige Tage darauf passierte es, dass er wegmusste, gerade als ein wichtiger Besuch kam. Er stellte mich dem Besuch vor und sagte, "Leider muss ich weg, aber der Dr. Schiel kann Ihnen alles zeigen. Herr Schiel stammt übrigens aus Rumänien, ist aber kein Rumäne, wie er sagte. Er hat mir das genau erklärt, nämlich, wenn ein Esel in einem Pferdestall geboren wird, bleibt er trotzdem ein Esel". So eine schlagfertige Erklärung des Rassenwahnes als Absurdität, hört man selten. Bernatzik war auch sonst sehr witzig, was mir manchmal zu weit ging. Einmal war ein Ingenieur von auswärts da, um sich Rat in einer bodenmechanischen Angelegenheit zu holen. Bernatzik ging an die Tafel und füllte sie mit Zeichnungen und komplizierten Formeln. Als der Besuch weg war, sagte ich "aber Herr Bernatzik, der hat doch von alledem nichts verstanden". "Das weiss ich natürlich, aber was glauben Sie, was der jetzt für eine Achtung vor unserer Wissenschaft hat".

Bei uns hatten wir als Doktoranden einen Herrn Ledschbor, der sich mit seinem Doktorvater in Berlin gestritten hatte und daher zu uns kam. Er war ein heller Kopf aber mathematisch unbegabt. Er arbeitete über die Untersuchung der Bodenfestigkeit durch Messung der durch Sprengungen erzeugten Bodenerschütterungen; dadurch sollten die teuren, zeitraubenden Bohrungen mit Probenentnahme ersetzt werden. Als er schon beim Zusammenschreiben war, sagten wir (Bernatzik und ich) ihm "Herr Ledschbor, eine Doktorarbeit ohne irgend einen mathematischen Teil macht keinen guten Eindruck. Warum untersuchen Sie nicht, wie sich eine Stosswelle in einem Boden mit idealisierter Beschaffenheit fortpflanzt?" "Das kann ich nicht. Das liegt mir zu fern". "Wenn Sie wollen, machen wir Ihnen das". Gut. Bernatzik und ich setzten uns gleich hin und kamen zu einer Differentialgleichung, die wir nicht lösen konnten. Es war Dienstschluss, und ich ging mit der Differentialgleichung im Kopf nach Hause, wo ich auch nicht weiter kam. Gegen Morgen wachte ich auf, buchstäblich mit den Worten "aber das sind doch Zykloiden!" Noch im Nachthemd nahm ich Bleistift und Papier, setzte die Zykloidengleichung in meine Differentialgleichung ein und es stimmte.

Ich erzähle das, weil sich ein hübsches Kapitel der Geschichte der Mathematik anschliessen lässt. Als Zeitgenossen von Leibnitz lebten in der Schweiz zwei Brüder Bernoulli, die sich nicht mochten. Johann Bernoulli schickte an die damals führende wissenschaftliche Zeitschrift *Acta Eruditorum* eine Aufgabe zur Lösung. Er hoffte damit seinen Bruder Jakob zu ärgern, der das Problem sicher nicht würde lösen können. Übrigens die Bernoullis waren so gescheit, dass mehr als 100 Jahre lang immer wenigstens ein Bernoulli Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften war. Es gingen Antworten auf das Problem ein und zwar von Leibnitz, einem ungarischen Mathematiker (Namen vergessen) und Jakob Bernoulli.

Das Problem, das auf dieselbe Differentialgleichung führte, mit der wir gekämpft hatten, bestand darin, eine Kurve zu finden, längs derer ein entlanggleitender schwerer Körper den Weg in kürzester Zeit zurück legt. Dieses Problem war die Veranlassung zur Schaffung eines neuen Zweiges der Mathematik, der Variationsrechnung. Wenn man genauer hinsieht, merkt man, dass es mit der Mathematik von Bernatzik und mir nicht sehr weit her war, sonst hätten wir uns an einem so einfachen Problem nicht so geplagt.

Ledschbor baute unsere Mathematik in seine Doktorarbeit ein und reichte sie an der Dresdner Hochschule ein. Zu seinem Entsetzen wurde er benachrichtigt, dass die Dresdner Hochschule keinen Fachmann für Bodenschwingungen hätte, und dass deshalb seine Arbeit zur Beurteilung an den Professor X in Berlin geschickt worden ist. Der Prof. X war ja sein erster Doktorvater mit dem er sich gezankt hatte und den Ledschbor in seiner Arbeit auch heftig angegriffen hatte. Die Antwort aus Berlin besagte, dass Ledschbors Arbeit eine reine Polemik und als Doktorarbeit gänzlich ungeeignet sei. Ledschbor hat seinen Doktor nie bekommen. Der zum Dokormachen gewährte Urlaub wurde ihm entzogen, er musste zurück an die Front und ist bald darauf gefallen. Es war nämlich Krieg, und junge Männer in Labors waren eine Seltenheit.

Den Anfang des Krieges haben wir auf sehr eindrucksvolle Art erlebt. Ilse und ich waren in einem schönen Konzert im dresdener Zwingerhof. Nachher in den Aufbruch hinein hörte man aus dem Lautsprecher plötzlich Hitlers Stimme „... jetzt wird zurückgeschossen ..“ Die Nazis stellten nämlich den Kriegsbeginn als Antwort auf polnische Provokationen dar. Die Menge der Konzertbesucher ertarrte ohne eine hörbare Reaktion, sehr im gegensatz zum Anfang des ersten Weltkrieges wo es Begeisterungsausbrüche gegeben hat.

Mit Kriegsbeginn versuchten die Nazis natürlich alle Nachrichten aus dem Ausland nur in ihrem Sinne gefiltert herein zu lassen. Da wurde z.B. berichtet, dass der Panzerkreuzer Graf Spee, der sich zu Kriegsbeginn in der Nähe der südamerikanischen Küste befand, nach heldenhaftem Kampf gegen eine englische Flottenübermacht untergegangen war. Ich konnte aber dieses Ereignis in rumänischen Zeitungen lesen, die im Zeitungsraum der Dresdner Hochschule auslagen, da

Rumänien ja mit Deutschland verbündet war. Der wirkliche Hergang ist technisch interessant und daher setzte ich ihn her.

Der Panzerkreuzer Graf Spee ist zu einer Zeit gebaut worden, als Deutschland noch wegen des Versailler Vertrages kein grösseres Kriegsschiff als solche bis 12.000 Tonnen bauen durfte. Im Gewicht eines Panzerkreuzers sind die Nietköpfe ein beträchtlicher Teil, und die Deutschen haben aus Schlaueit diesen Gewichtsteil eingespart, indem sie nicht genietet sondern geschweisst haben. Dadurch konnte das Schiff bis zur Erreichung der Gewichtsgrenze etwas grösser sein.

Die Graf Spee wurde in den ersten Kriegswochen durch 2 englische Kriegsschiffe angegriffen, eines 5.000 t, das andere 6.000 t. In der Seekriegsführung ist es so, dass nicht die Gesamtsumme der Tonnage entscheidend ist, sondern die schwersten Schiffe geben den Ausschlag, weil sie grössere, weiterreichende Kanonen haben. Die beiden Engländer hatten also gegen die Graf Spee keine Chance. Irgendwie gelang es einem der Engländer einen einzigen Treffer auf die Graf Spee zu landen, der normalerweise ohne Wirkung geblieben wäre, aber es platzte ein Stück Schweissnaht auf. Der Schaden war so gross, dass er mit Bordmitteln nicht repariert werden konnte. Die deutsche Mannschaft konnte sich nach Montevideo retten, bis auf den Kommandanten, der aus "Ehrgefühl" mit dem Schiff unterging. Der englische Kommandant bekam den höchsten Kriegsorden von England.

Diese lange Geschichte hab ich 20 Jahre später in der Vorlesung über Festigkeitslehre erzählt, um die Studenten vor unkontrollierten Schweissnähten zu warnen. Sie führen zwar zu Gewichtserparnis, sind aber viel schwerer zu kontrollieren als Nietungen.

Bernatziks Frauenvorliebe im Laboratorium war genau dem kriegsbedingten Männermangel angepasst. Um seine auch sonstige Schlaueit zu erläutern, fällt mir folgendes ein. Er hatte natürlich, trotz Krieg, Zugang zu Benzin für Dienstfahrten zu Baustellen. Einmal machte er am Sonntag einen Ausflug mit seiner Frau und wurde prompt angezeigt. Es passierte ihm nichts dank eines hervorragend mit Naziworten gespickten Erklärungsschreibens. Ich erinnere mich nur noch an die Formulierung, dass er im Zweifel war, ob er am Sonntag zu jener Baustelle fahren sollte, zu der er gerufen war, aber "in gewohnter Einsatzbereitschaft" habe er den Auftrag erledigt.

Zu jener Zeit war Rumänien mit Nazideutschland im Krieg verbündet. Ich bekam einen Einberufungsbefehl zur rumänischen Armee. Bernatzik wollte mich natürlich nicht verlieren und stellte meine Arbeit bei einer deutschen Behörde als kriegswichtig dar, und diese Behörde erwirkte dann in Rumänien meine Freistellung vom Militärdienst. Zum deutschen Militär konnte ich ja nicht eingezogen werden, weil ich die rumänische Staatsbürgerschaft hatte. Ich hätte natürlich, wenn ich unbedingt in den Krieg gewollt hätte, mich bei der Waffen-SS melden können, wie es soviele meiner Landsleute getan haben, die lieber bei den Deutschen als bei den Rumänen dienen wollten.

Ohne den in amerikanischen Hochschulkreisen geläufigen Spruch “publish or perish” zu kennen, veröffentlichte ich mehrere Aufsätze über bodenmechanische Themen und machte auch den Dr. habil. Meine Habilitationsschrift in der es um den Porenwasserdruck ging, hab ich nicht mehr.

Der Prof. Gehler (Brückenbau) wollte mich als Assistent haben, und da er wusste, dass ich Schwierigkeiten mit der Wohnungsbeschaffung in Dresden hatte, bot er mir an, dass er mir dank seiner Verbindungen - er war ein grosser Nazi - eine Stelle als SS-Offizier verschaffen würde, und da würde ich staunen, wie schnell ich eine prima Wohnung bekäme. Natürlich hab ich abgelehnt.

Vom Gehler, der sehr eingebildet war, will ich noch was erzählen, was sich in meiner Studentenzeit abgespielt hat. Er kam einmal zu spät in die Vorlesung und sagte “Entschuldigen Sie bitte, aber ich hatte eine Besprechung mit dem Generaldirektor Dormüller von der Reichsbahn”. Überhaupt zitierte er oft bedeutende Namen als Freunde, z.B. “Mein Freund und Lehrer Otto Mohr hat einmal gesagt...”. Bei einer Exkursion auf den Gotthardt Pass hielt er an und sagte zu den Studenten. “Meine Herren, bedenken Sie, dass hier vor 2000 Jahren Hanibal mit seinen Elefanten...”. Stimme aus dem Kreis der Studenten “mein Freund Hannibal”.



4 Generationen: Ilses Grossmutter, Mutter, Ilse und Dietrich

In Dresden wurde es mir immer unbehaglicher, wegen drohender Luftangriffe. Viele deutsche Städte waren schon stark zerstört und sicher würde Dresden auch drankommen. In Hochschulkreisen sprach es sich herum, dass ich weg wollte und der Prof. Kirschmer (Doktorvater) lud mich ein, in sein Wasserforschungsinstitut in Oberrach in der Nähe von München zu kommen. Nun war Wasserbau etwas, womit ich mich seit der Studentenzei nicht befasst hatte, aber was tut man nicht alles um zu überleben, und ich sagte zu.

Ehe ich nun meinen Neuanfang in Oberbayern beschreibe, muss ich ein wenig Familiengeschichte nachholen. Dietrich war als Baby sehr hübsch und wurde von Ilse stolz im Kinderwagen spazierengefahren. Eine Nachbarin blieb bewundernd stehen und sagte zu Ilse "da sieht man doch gleich, dass das ein kleiner Rumäne ist". Was ich dazu gedacht hab kann man sich denken. Als Dietrich grösser war, ging ich mit ihm im sogenannten "grossen Garten" in Dresden spazieren. Das ist ein in französischem Geschmack angelegter Park mit riesigen Alleen und Schlösschen im Hintergrund. Ich war sehr stolz, als Dietrich sozusagen die Zentralperspektive entdeckte und mich darauf aufmerksam machte, dass die doch nebeneinanderlaufenden Strassenränder so aussähen, als ob sie in einem Punkte zusammenliefen.

Kristian ist 2 Wochen zu früh auf die Welt gekommen. Das kam so: ich ging mit der hochschwangeren Ilse durch die Werderstrasse, wobei sie ihren linken Arm in meinen rechten eingehakt hatte. Plötzlich trat sie schief auf, rutschte aus meinem Arm so schnell heraus, dass ich sie nicht festhalten konnte und fiel hin. Darauf setzten die Wehen ein und Kristian kam auf die Welt. Das K in seinem Namen kommt von dem Roman "Kristin Lavranstochter" von Sigrid Undset, den Ilse und ich damals hinreissend fanden.

Kristian war etwa 3 Wochen alt, da bekamen Dietrich und ich Keuchhusten. Es wurde uns gesagt, dass Keuchhusten sehr ansteckend und bei so kleinen Kindern wie Kristian lebensgefährlich sei. Wir verschwanden also möglichst schnell in einem Heilbad (Name vergessen, Nähe Kyffhäuser) und Kristian blieb bei Mami.

Als sich die baldige Geburt des nächsten Kindes anzeigte, war unsere Sorge wegen Bombenangriffen so gestiegen, dass wir uns nach einem sichereren Geburtsort umsahen. Wir kamen schliesslich auf das Dorf Grossröhrdorf bei Dresden, ich glaube, weil in der dortigen Geburtsklinik ein Siebenbürger Chefarzt war. Ilse wurde also dort untergebracht und da Weihnachten vor der Türe stand, setzte sie alles daran, die Geburt zu beschleunigen, damit sie zu Weihnachten wieder zu Hause sein konnte. Sie ging im Park der Klinik spazieren, machte Freiübungen und sprang von Parkbänken herunter, was sicher wegen ihres dicken Bauches komisch ausgesehen hatte, aber niemand sah zu. Nichts nützte, und Detlev kam am 24.12.1943 auf die Welt. Irgendwie hatte Miko das zuerst erfahren und schickte uns einen Zettel, sodass wir unterm Weihnachtsbaum lasen:

Es ist ein Ros entsprungen
aus einer Wurzel zart.
Du hast den dritten Jungen
nach Deiner Väter Art.

Der Umzug nach Wallgau in Oberbayern war nicht einfach, wegen der Kinder. Detlev als kleinster wurde in die Hälfte eines zerlegten alten Koffers getan, der dann im Gepäcknetz des Zugabteils landete. Später einsteigende Reisende haben sich dann gewundert, wenn der Koffer im Gepäcknetz plötzlich anfang zu weinen. Die beiden grösseren mussten unterwegs beschäftigt werden, und zu jener Kriegszeit gab es ja kaum noch Kinderspielzeug. Da ich Raucher war, hatte ich immer Streichholzschachteln, und mit Phantasie kann man viel daraus machen. Das Spiel mir leeren Streichholzschachteln hat dann noch jahrelang bei uns eine grosse Rolle gespielt. Es wurden daraus Türme, Brücken und vieles andere gebaut. Wir hatten schliesslich einen ganzen Koffer voll Schachteln und als die Kinder grösser waren, schenkte ich die Schachteln einer Familie mit kleineren Kindern. Die konnten gar nichts damit anfangen, und in Kürze waren die Schachteln weg. Wenn ich mit den Schachteln hätte mitgehen können, wäre das nicht passiert.

Aber zurück zum Umzug. Es scheint unterwegs alles gut gelaufen zu sein, denn ich erinnere mich an keine Probleme. Mein Chef, Prof. Kirschmer hatte dafür gesorgt, dass wir in Wallgau zunächst beim Förster Reiser unterkommen konnten, bis das für uns gerichtete Haus beziehbar war. Frau Reiser hatte einen Kuchenteig gemacht und ihn zum "Gehen" hingestellt. Plötzlich war der Kuchen weg, denn die Hündin, die Mirl, hatte ihn verschlungen. In der Mirl fing der Teig an zu "gehen". Wir umstanden die immer dicker werdenden Mirl und erwarteten jeden Moment, dass sie platzt, aber nach mehreren Stunden war sie wieder geschrumpft, nachdem das überschüssige Gas in tönenden Kaskaden abgegangen war.

Durch Wallgau fliesst die Isar, und 3 km flussabwärts war das Institut, das, wegen des Überflusses an Wasser, besonders für hydraulische Grossversuche gedacht war. Der Ort wo das Institut lag, hiess zwar Obernach, aber ausser den Institutsgebäuden war dort kein Haus.

Mit meinem Chef, dem Prof. Kirschmer waren wir bald ziemlich befreundet. Er war zwar Professor in Dresden, war aber Bayer. Es war uns interessant, dass er mit Richard Strauss befreundet war und mit ihm manchmal Skat spielte. Strauss wohnte in Garmisch, also von Wallgau nur etwa 8 km weit.

Kirschmer erzählte mir aus der Zeit, als er Rektor der Techn. Hochschule in Dresden war. Da musste er dauernd bei verschiedenen Anlässen öffentlich reden. Solche Reden gewinnen sehr, wenn man mit den Worten: "schon Goethe hat gesagt..." anfangen kann. Einmal hat er, da ihm kein passendes Zitat einfiel, sich so einen, zu seinem Thema passenden Spruch ausgedacht und ihn als "schon Goethe hat gesagt..." an den Anfang seiner Rede getan. Kein Mensch hatte den Schwindel bemerkt. Daran

musste ich 30 Jahre später denken, als in Brasilien zur Zeit der Militärdiktatur in der Zeitschrift *Veja* stand, dass der Präsident einen Ausspruch Goethes zitiert hatte, dass Ordnung wichtiger sei als Gerechtigkeit. Die Goethekenner Brasiliens waren dadurch aufgeschreckt und suchten fieberhaft. In der nächsten *Veja* stand das Ergebnis der Suche, das ich, natürlich nicht wörtlich, sondern sinngemäss erzähle: Goethe berichtet irgendwo von der Besetzung Mainz' durch französische Truppen, wodurch chaotische Zustände beendet wurden, wenn es dabei auch nicht immer gerecht zugegangen war, aber die Ordnung war schliesslich wichtiger als die Gerechtigkeit gewesen.

Die wasserbaulichen Versuche in relativ grossem Massstab sind für gewisse Probleme unentbehrlich. Trotz aller Kunst der Modellanalogien lässt sich nämlich ein gewisser Fehler im kleinen Massstab nicht vermeiden: die Oberflächenspannung des Wassers, deren Einfluss beim realen Bauwerk praktisch Null ist, kann die Vorgänge im Modell entscheidend beeinflussen.

Ein imponierender Grossversuch war in Oberrach gerade am Entstehen als ich hinkam. Es wurden die Strömungsverhältnisse in der Nordsee in der Umgebung von Helgoland untersucht. Durch einen Ringkanal war ein Versuchsfeld von 100 x 150 m abgeteilt und darin war im Massstab 1:75 die Insel Helgoland und der Nordseeboden aus Beton mit einer Genauigkeit von 1 mm modelliert. Die seit Jahrzehnten gemessenen wohlbekanntesten Strömungsbewegungen der Nordsee zu verschiedenen Jahreszeiten, konnten im Modell imitiert werden, indem die unzähligen Tore zwischen Ringkanal und Nordseebecken verschieden weit geöffnet wurden - was jedesmal tagelanges Probieren erforderte.

Das ganze basierte auf einem Hitlerbefehl: Helgoland sollte so ausgebaut werden, dass die ganze deutsche Kriegsflotte dort stationiert werden konnte. Obwohl die ganze Sache mit zwei Sätzen ad absurdum geführt werden konnte, sagte niemand einen Piep, denn es hingen unzählige Menschen an diesem Projekt - unter anderen bei uns etwa 8 Arbeiter - die wegen unserer "kriegswichtigen" Arbeit vom Heeresdienst freigestellt waren. Die beiden die Absurdität erklärenden Sätze sind:

1. Wenn Hitler den Krieg gewinnt, hat er die ganzen französischen Häfen zur Verfügung, die viel besser zur Unterbringung der Flotte dienen als Helgoland.
2. Wenn Hitler verliert hat Deutschland keine Kriegsflotte mehr zur Unterbringung in Helgoland.

Abgesehen von der Sinnlosigkeit war der Versuch imponierend. Von Zeit zu Zeit kamen irgenwelche Marinebauräte aus Kiel angereist und staunten dann, wenn in unserem Modell alles genau so ablief wie sie es von der Natur her kannten.

Ein zweites auch "kriegswichtiges" Projekt war noch unsinniger. Deutsche Flieger hatten einen riesigen Staudamm in der Wolga mit den Methoden der Luftbildaufnahme genau vermessen. Unser Institut war beauftragt zu untersuchen, wie

man diesen Damm mit Luftangriffen zerstören könnte, wodurch riesige Schäden in einem grossen Industriegebiet entstehen würden.

Die Unsinnigkeit bestand vor allem darin, dass sich die Kriegslage inzwischen so zu Deutschlands Ungunsten verändert hatte, dass kaum Aussicht bestand, genügend Bomber hinzuschicken. Solche Dinge zu denken war natürlich nicht meine Aufgabe, sondern zu sprengen, wobei mir meine sprengtechnische Ausbildung beim rumänischen Militär zu gute kam. Ich baute also den Wolgadamm verkleinert nach und zündete Sprengladungen als simulierte Bomben unter Beachtung gewisser Modellanalogien. Das Ergebnis war, dass die Russen ihren Damm ausserordentlich sicher gebaut haben. Man hätte sehr grosse Sprengstoffmengen und eine grosse Zielgenauigkeit gebraucht, um im Wolgadamm eine durchgehende Wasserrinne zu erzeugen, die dann den Damm zerstört hätte.

Das private Leben in Wallgau war paradiesisch. Neben uns wohnte ein aus Litauen vor dem russischen Vormarsch geflüchtetes Ehepaar, Herr Rimkus und seine Frau Lucie, mit denen wir uns anfreundeten. Dietrich, der gerade in der Phase der Phantasiewelten lebte, wurde durch den Namen "Litauer" angeregt und seine erdachten Völker waren Schwarztauer, Weisstauer und ähnliche.

Manchmal sagte Kristian, "ich geh jetzt zum Rimkus" und machte Besuch. Einmal war er mit Mutti unterwegs und es kamen ihnen Kühe entgegen, vor denen er sich fürchtete. "Du brauchst keine Angst zu haben, Kühe tun einem nichts, nur Stiere". Kaum hatte Mutti ausgedet nahm ihn eine Kuh auf die Hörner und schmiss ihn ins Gras. Wir als Städter erwarten nämlich nicht, dass die Rindviecher, je nach ihrer wechselnden Lebensweise - Stall oder monatelange Freiheit auf der Weide - auch aggressiv sein können.

Einmal bekamen Rimkus den Besuch eines Landsmannes des Professors Kolupeila, eines berühmten Wasserbaufachmannes, der sich für unser Institut interessierte. Was er uns über den "freiwilligen" Anschluss seiner Heimat an Russland erzählte ist zeitgeschichtlich wichtig und daher setze ich es her. Über den Anschluss Litauens sollte eine Volksabstimmung entscheiden und er (der Prof. Kolupeila) wurde als Präsident der Abstimmungskommission eingesetzt, um eine unabhängige Kontrolle zu haben. Er tat sein Möglichstes, um Schwindel bei der Stimmabgabe zu vermeiden, und die versiegelten Urnen mit den Stimmzetteln wurden am Abend nach der Abstimmung zum Bahnhof gebracht, um in Moskau ausgezählt zu werden. Kolupeila rechnete damit, frühestens am nächsten Abend Ergebnisse zu haben. Als er am nächsten Morgen Moskauer Zeitungen kaufte, stand drin "Überwältigender Sieg! 98% der Litauer stimmten für den Anschluss". Als er das sah, sagte er sich: aus diesem Land muss ich schnellstmöglich auswandern!

Wir lebten erst wenige Wochen in Wallgau da kam der grosse Angriff auf Dresden. Ruth erzählte uns nachher, dass sie mit Mami im Keller sass, als plötzlich zum allgemeinen Krachen ein schepperndes Klirren ertönte: "Das war der

Preisschrank" (mit den Reiterpreisen) sagten sie sich. Das Feuer griff auf den Keller über und sie konnten mit genauer Not aus dem Inferno entkommen. Ebenso entkamen mein Bruder Thedi mit Frau und meine Schwester Miko mit Mann und Kind, aber viele andere kamen um, z.B. Ilse's Arzt und ihr früherer Chef.

Wir in Wallgau waren so eine Art Rettungsinsel, und es gelang Mami und Ruth tatsächlich zu uns zu kommen. Ich glaube, es sind so viele bei uns untergeschlüpft, dass ich sie gar nicht alle nennen kann: Schwager Heinz mit Grete und Nichte Irmi, später sein Sohn Dani u.s.w.

Die Versorgung in Wallgau war natürlich nicht gut, aber wenigstens Brennholz fand man in den umliegenden Wäldern. Einmal zog ich mit Dietrich los und wollte zu einer Stelle steigen, wo es viel Holz gab, musste aber Dietrich zurücklassen, da die Stelle für ein Kind schlecht zu erreichen war. Was macht man, wenn man ein 4-5 jähriges Kind eine halbe Stunde allein im Wald zurücklassen will und wenn man befürchtet, dass das Kind, das ja kein Zeitgefühl hat, nach 5 Minuten schreiend in den Wald rennt um den verlorenen Vater zu suchen (und dabei selbst verloren geht)? Der Trick, den ich mir ausgedacht hab, hat so gut geklappt, dass ich ihn heretze. Es war ein sonniger Herbst und ich sagte zu Dietrich: "Siehst du diesen Baumschatten? Ich mach hier einen Strich auf den Boden, und wenn der Schatten beim Strich ist, bin ich zurück". Als ich dann einen Haufen Holz schleppend nach einer halben Stunde auftauchte, rief der Dietrich schon von weitem, "der Schatten ist noch nicht beim Strich".

Wir brauchten sehr viel Holz zum Kochen und Heizen, und neben dieser amateurhaften Holzversorgung gab es auch eine mehr professionelle Art. Man ging mit dem Förster in den Wald und er bezeichnete 2-3 Bäume, die ohnehin weg mussten, aber wegen Arbeitskräftemangel noch dastanden. Dann zog ich mit Axt und Zugsäge, begleitet von Ilse, los. Dank meiner Zimmermannsvergangenheit hab ich die Holzfällerkunst bald gelernt und Ilse hat sehr gut geholfen. Unsere Arbeit im Wald, die wir meist im Winter machten, bestand darin, die Bäume zu fällen, in 1 m lange Stücke zu zersägen und aufzuspalten und zu einem Holzstoss aufzuschichten. Dann kam ein Fuhrmann, brachte alles vor unser Haus, wo die Scheite weiter bis auf Verfeuerungs-grösse zerkleinert und an der Hauswand aufgeschichtet wurden.

Bei dieser Arbeit hab ich mir eine von den zwei Sehnen, die zum Daumen der linken Hand führen, durchgehackt. Wegen Kriegsende mit Ärztemangel blieb die Sehne ungeflickt und das hat auf mein Musizieren folgenden Einfluss:

1. Ich konnte nie mehr Brahms spielen, denn der hat in der linken Hand oft die weiten Griffe.
2. Ich kann schlecht vom Blatt spielen, denn beim auswendig Spielen muss ich immer mal kontrollieren, ob die linke Hand macht, was sie soll.

3. Viel später, als Ilse mich zum Cellospielen veranlasst hatte, war ich zunächst glücklich spielen zu können, ohne dass der linke Daumen mitmachen musste. Die Enttäuschung kam dann später mit dem Fortschritt der Cellotechnik, als ich merkte, dass man in hohen Lagen den sogenannten Daumenauflage braucht. Damit ist auch die eine Grenze meines Cellospielen festgelegt. Die andere Grenze ist das Ungeschick in der Bogentechnik, was man offenbar nur überwindet, wenn man jünger anfängt als ich.

4. Die Gitarre ist mir besonders lieb geworden, weil man bei ihr wirklich nie den linken Daumen braucht.

In den letzten Kriegswochen passierte es, dass eines der englischen Flugzeuge, die München bombardiert hatten, mit heulendem Motor über Wallgau auftauchte und irgendwo im Wald verschwand. Wir fuhren mit dem Institutsauto los und fanden das Flugzeug im Wald liegen. Die Besatzungsmitglieder waren vor dem Aufprall einzeln mit dem Fallschirm abgesprungen. Das Flugzeug war für uns eine Fundgrube von seltenem Material, und zum Ausschlichten hab ich den Dietrich mitgenommen.

Zu jener Zeit tauchte in Wallgau ein schweizer Bergführer auf, von dem es hiess, dass er aus politischen Gründen von zu Hause flüchten musste. Da mir das egal war und mich nur die Berge interessierten, nahm ich ihn als Bergführer für die vor unserem Augen liegende Tiefkarspitze im Karwendelgebirge. Wir, das heisst, der Bergführer, Ilse und ich, zogen mit Seil los, und kaum waren wir am Berg, fing der Führer an, über das brüchige Karwendelgebirge zu schimpfen: seine Berge in der Schweiz wären ganz was anderes. Er sicherte aber schön, indem er vorausging oder kletterte und uns am Seil nachkommen liess. Beim Abstieg machte er einen Fehler, offenbar weil er nicht mit dem brüchigen Gestein vertraut war. Er stand genau in der Fallrichtung, als Ilse über ihm einen Stein lostrat, der hinabrollte und ihn auf die Brust traf, worauf er hinfiel und liegen blieb. Unsere Wiederbelebungsmassnahmen hatten Erfolg, aber er war völlig groggy, sodass ich führen musste. Das ging auch ganz gut, aber ich hatte die ganze Zeit Angst vor einer ziemlich schweren Stelle, an die ich mich vom Aufstieg her erinnerte. Als die Stelle kam, liess ich die beiden am Seil hinunter und dachte: wahrscheinlich muss ich hier sitzen bleiben, bis die beiden Hilfe holen. Schliesslich gelang es mir aber doch, lebendig hinunterzukommen.

Noch einen schönen Ausflug will ich schildern. Ilse und ich waren mit Schiern auf den Krottenkopf (=Berg in der Nähe) gegangen, und bei der Abfahrt überraschte uns die Dunkelheit. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass Schilaufen im Dämmerlicht zu bösen Stürzen führen kann, weil man die Geländeformen falsch einschätzt, und deshalb war ich glücklich, eine Hütte zu sehen und sagte "hier bleiben wir". Es war eine überall offene Hirtenhütte für den Sommer, aber mit einem riesigen Holzvorrat. Als Raucher hatte ich natürlich Streichhölzer, und wir verbrachten dort die Nacht am Feuer. Der Hirt wird sich über seinen verkleinerten Holzvorrat gewundert haben.

Solche Sachen konnten wir natürlich nur machen, weil wir die Mami hatten, die auf die Kinder aufpasste.

Das Leben in Wallgau wurde immer schwieriger, weil die Lebensmittelzuteilung zu klein war. Natürlich haben wir versucht, wenigstens die Kinder satt zu kriegen, und das ist uns offenbar nicht ganz gelungen, wie ein Ausspruch von Dietrich zeigt, an den ich mich erinnere: "Man müsste ein Stück Brot erfinden das so gemacht ist, dass das abgebissene Stück am anderen Ende wieder nachwächst". Leider gab es in Wallgau auch nichts zu hamstern, denn es gab ja keine Landwirtschaft (800 m Meereshöhe), nur Viehwirtschaft. Ilse versuchte einmal beim Bauern Jenewein Milch für die Kinder zu erbetteln und es hiess, dass keine da wäre. Ilse sagte "aber da steht ja Milch!" "Ja, aber die ist für die Katz". Ich will aber den Jenewein nicht schlecht machen, denn er hat uns ein halbes Jahr später sehr geholfen. Ihr braucht Euch nicht zu wundern, dass ich den Namen noch weiss, aber der berühmteste bayerische Räuberhauptmann aus dem vorigen Jahrhundert hiess auch Jenewein, was man in Bayern natürlich weiss.

Dass der Krieg praktisch zu Ende war, merkten wir daran, dass grosse Scharen von deutschen Militärpersonen hauptsächlich von Süden aus Italien durch Wallgau auf dem Weg nach Hause zogen. Dabei verschwanden auch unsere beiden Fahrräder, was schlimm war, denn es gab überhaupt keine Verkehrsmittel mehr.

Als wir erfuhren, dass nicht weit von uns ein herrenloses Kartoffellager aufgemacht worden wäre, waren wir elektrisiert. Ich nahm unser Handwägelchen und zog mit Irmi - Danis Cousine die gerade bei uns war - los. Wir packten unser Wägelchen voll Kartoffeln und machten uns auf den Heimweg. Plötzlich fing es an zu schiessen. Wir duckten uns in eine Bodenwelle, um nicht getroffen zu werden, aber es schoss über uns hinweg auf eine Stelle am Eingang von Wallgau, wo - idiotischerweise - eine SS-Gruppe ein Widerstandsnest konstruiert hatte. Das Schiessen kam von den Amerikanern, die bald Herr der Lage wurden. Als wir mit unseren Kartoffeln nach Hause kamen, sass alles noch im Keller.

Wir waren also amerikanisch besetzte Zone geworden. Von uns konnte nur Ilse etwas englisch, aber das klappte auch nicht immer. Wir hatten gehört, dass die Amis in die Häuser gingen, um Quartiere auszusuchen. Ilse sagte zu den Kindern: "Wenn die kommen, dürft ihr ganz unartig sein und Krach machen" denn sie hoffte, so ein Krachambiente würde die Einquartierung verhindern. Die Amis kamen wirklich, Ilse zeigte alles und bei der Küche wollte sie sagen this is the kitchen, sagte aber this is the church. Der Ami zog aber ab mit der Bemerkung "very small" und wir waren erlöst. Kaum war er draussen, ging im Kinderzimmer ein grosses Geschrei los. Ilse stürzte hin und Dietrich erklärte "Du hast doch gesagt, wir sollen recht ungezogen sein, und da hab ich dem Kristian tüchtig auf den Fuss getreten".

Der Strom von deutschen Soldaten die von Italien kommend nach Hause strebten, war noch nicht erloschen, und die Amis fingen jetzt diesen Strom am

Eingang von Wallgau ab, wo die Soldaten in amerikanische Lastwagen verladen wurden. Dabei wurden unzählige Fahrräder frei, die sich die Soldaten unterwegs für den Heimweg beschafft hatten. Wir waren sehr scharf auf Fahrräder, weil unsere ja geklaut worden waren, aber es war unmöglich, von den Amerikanern offiziell Fahrräder zu kaufen. So mussten wir es inoffiziell versuchen. Wir wussten, dass die amerikanischen Soldaten sehr scharf auf Alkoholica waren, und wir hatten noch irgend einen Schnaps. Ilse verhandelte mit einem Amerikaner und der versprach abends ein Rad zu bringen und es gegen Schnaps einzutauschen. Er kam tatsächlich mit einem Rad an, aber mitten in die Übergabezeremonie platzte ein grosses Geschrei unserer Nachbarin, denn aus deren Schuppen hatte der Ami soeben das Rad geklaut. Der Ami verschwand lautlos. Gott sei Dank ohne den Schnaps. Schliesslich ist es uns aber doch gelungen, zwei Fahrräder zu kriegen, was ja für uns überlebenswichtig war, aber ich weiss nicht mehr wie. Merkwürdigerweise weiss ich auch nicht, wovon wir eigentlich gelebt haben, denn das Institut war ja geschlossen und der Prof. Kirschmer eingesperrt worden.

Die Fahrräder kamen wunderbar zur Geltung, als wir entdeckten, dass kurz vor Mittenwald (8 km) in einer ehemaligen Kaserne ein DIPI-Lager eingerichtet worden war. DIPI waren die displaced persons, d.h. die von den Deutschen in den besetzten Gebieten zwangsverpflichteten Arbeiter, die in Deutschland arbeiten mussten. Sie wurden nach der Befreiung in Lagern untergebracht, bis man sie nach Hause bringen konnte. Die DIPI's wurden von den Amerikanern in einer Weise gepflegt, die uns absolut märchenhaft erschien, und da sie das Zeug nicht aufessen konnten, machten sie gerne mit uns Geschäfte, natürlich nicht mit Geld, das niemanden interessierte, weil es wertlos war. Fast alles was wir an Wertsachen hatten, aber auch Bettwäsche und Küchengerät wurde im DIPI Lager in Essen umgetauscht. Auch sonstige Hamsterfahrten haben wir gemacht, und ich erinnere mich, dass ich einmal mit dem Fahrrad bis Niederbayern gefahren war, und offenbar von der ergatterten Seltenheit (Butterschmalz) zuviel genascht hatte, denn ich bekam einen solchen Durchfall, dass ich bei jeder Strassenserpentine zwischen Walchensee und Wallgau in die Büsche verschwinden musste. Man kann sich denken, in welchen Zustand ich in Wallgau nach 210 km Fahrradweg ankam.

Ilse war hochschwanger und wir wussten nicht, ob wir eine Hebamme kriegen würden. Daher strebten wir die nächste Gebärklinik in Mittenwald an, 10 km weit. Nach vielem Suchen nach einer Fahrgelegenheit zeigte sich schliesslich der Bauer Jenewein bereit, uns in seinem Lastwagen hinzufahren. Es war auch höchste Zeit, und als ich zur ängstlich dasitzenden Ilse sagte: "Dein Bauch ist so dick, dass man Dich mit dem Lastwagen hinschaffen muss", sagte sie, "mach keine Witze, denn wenn ich lache geht es gleich los".

Die Klinik wurde von katholischen Schwestern betrieben, und als wir ankamen, waren alle im Gottesdienst. Zum Glück war der Gottesdienst bald zu Ende, sodass es Ilse gerade noch aushalten konnte. Der Geburtsort Mittenwald beflügelt die Kinder-

phantasie. Eine Kinderfreundin sagte nämlich später: “der Ulli ist mitten im Wald geboren”.

Da nicht abzusehen war, ob und wann das Wasserbauinstitut wieder aufmachen würde, bewarb ich mich an der Technischen Hochschule in München und wurde als “Lehrbeauftragter” für Bodenmechanik angestellt, denn der zuständige Professor musste wegen seiner Nazivergangenheit weg. Die Hochschule war wegen des Krieges einige Monate geschlossen, und beim Neuanfang musste, wegen der vielen heimgekehrten Soldaten, eine riesige Studentenmenge bewältigt werden. Ich hielt meine Vorlesungen nur in dem “auditorium maximum” der Hochschule. Vor den ersten Vorlesungen hatte ich natürlich Angst und bat den Thedi, der zufällig in München war, hineinzugehen und mich zu kritisieren. Er hat mir sehr gute Tips gegeben z.B. “lauter” und Ähnliches.

In Wallgau gab es kriegsbedingten Zuzug: unter anderem einen deutschen Zahnarzt Dr. Kalda mit Frau und Kind, der seine Assistentenstelle an der Prager Universität aufgeben musste. Er hatte nur ein paar Zangen im Handgepäck mitnehmen können, aber dank seiner grossen handwerklichen Geschicklichkeit hatte er sich in Wallgau bald eine Zahnarztpraxis aufgebaut und zwar grösstenteils aus zusammengesuchtem Kriegsmaterial. Die Beine seines Behandlungsstuhles waren Stiele von Panzerfäusten u.s.w. Über diese Glanzleistung brachte sogar die neuentstandene deutsche Zeitung einen Bericht.

Mit Kaldas waren wir bald befreundet und eines Tages sagte seine mit Dietrich gleichaltrige Tochter zu Hause: “Du Mutti, bei Schiels bringt nicht der Storch die Kinder, sondern sie kommen aus dem Bauch der Mutter”. Also nur bei Schiels als zoologische Merkwürdigkeit.

Kaldas verdanken wir auch erfreuliche Kammermusik. Es gab in Wallgau einen hervorragender Amateurgeiger (Bankdirektor aus München, ich glaube pensioniert, in Wallgau lebend). Klavier spielte Frau Kalda oder ich und zum Klaviertrio fehlte nur das Cello. Kalda, der gut Bratsche spielte, änderte sein Instrument, indem er die oberste Saite wegnahm, die anderen 3 nach oben rückte und eine neue eine Quint tiefere einfügte. Es fehlten dann nur noch drei Töne bis zur Cellotiefe. Kalda übte sich in kurzer Zeit so ein, dass er den Basschlüssel der Cellostimme, meist sogar vom Blatt, auf seiner Bratsche spielen konnte, wobei die 3 fehlenden Töne eine Oktav höher gespielt wurden. Natürlich klang es nicht so sonor wie ein Cello, aber für mich als völligen Neuling in Kammermusik war es grossartig. Jetzt, wo ich selber Cello spiele und oft für mich auf dem dicken Cello unspielbare Passagen treffe, denke ich manchmal “auf der Bratsche von Kalda wäre das leichter”. Frau Kalda und ich, die wir die Klavierparts unter uns zum Üben aufteilten, beneideten manchmal die Streicher, die meist alles vom Blatt spielen konnten.

Nach einem solchen Kammermusikabend bei Kaldas mit gemütlichem nachherigem Zusammensitzen, waren wir auf dem Heimweg von der herrlichen

Mondnacht begeistert und ich sagte zu Ilse: "Es ist doch Quatsch, jetzt schlafen zu gehen. Gehn wir auf die Schöttelkarspitze". Das ist der Hausberg von Wallgau, immerhin 1800 m hoch, während Wallgau auf 800 m Höhe liegt. Wir zogen also Bergschuhe an und gingen los. Nahe der Spitze fing es an zu dämmern und ich meinte "ob wir wohl zum Sonnenaufgang oben sind?" Ilse schaffte es, ich nicht, denn meine Puste war schwächer als ihre. Beim Abstieg kamen wir an einer Hütte vorbei und gingen hinein, denn wir waren hundemüde. Es lagen aber eine Menge Ausflügler drin und schliefen. Mit Mühe konnten wir irgendwo uns hineinquetschen und schliefen sofort ein.

Manchmal besuchte uns zum Musikmachen Herr Wimmer, der auf seiner Zither wunderbar bayrische Volksmusik machte. Dietrich, der noch in dem Alter war, wo der Vater als Alleskönner bewundert wird, wurde einmal gefragt "der Herr Wimmer kann doch auf der Zither viel schöner spielen als dein Vater auf der Gitarre". Antwort: "ja, aber er hat ja auch mehr Finger". In dieser Antwort spiegelt sich die Geschwindigkeit, mit der Wimmers Finger über die Saiten huschten.

Von den Worten in Wimmers Volksliedern verstanden wir nur wenig und Mami, infolge ihrer Hamburger Herkunft natürlich gar nichts. Einmal sagte Mami, als Wimmer weg war: "Heute hab ich verstanden, was er gesungen hat, und zwar "morgens wann i früh aufsteh, steck ich mei Kipferl in Tee" (offenbar war Mami stolz, das österreichische Kipferl verstanden zu haben) wir sagten "Aber Mami, ein bayrischen Bauernbub hat keine Kipfel, die gibt es nur in Österreich und schon gar nicht trinkt der Tee". Der Originaltext war "morgens wann i früh aufsteh, steck ich mein Köpfrl in d'Höh".

Die Ernährungslage war weiterhin schlecht, und Ilse entschloss sich zu einer heroischen Tat. Sie ging als Erntehelferin zu einem niederbayrischen Bauern, dessen Betrieb durch Weggang der DIPIS gelitten hatte, und da sie offenbar nützlich war, verdingte sie sich bei dem Bauern als Dienstmagd - Bezahlung pro Woche: 2 riesige Bauernbrote und einige Liter Milch. Wir fuhren also jeden Montag los, sie zu ihrem Bauern und ich zur Hochschule zu meinen Vorlesungen, und Freitag abends holte sie mich in München ab und wir fuhren zusammen nach Hause. Der Sonntag war immer der traurigste Tag wegen des montäglichen Abschieds. Einmal hatten wir vorgesehen, dass Dietrich einige Tage bei mir in München zubringen sollte, worauf er sich sehr freute. Er war aber so zerstreut, dass er mir beim Bus statt einzusteigen die Hand gab um sich zu verabschieden, weil er vergessen hatte, dass er mit sollte.

In München hatte ich ein Zimmer gemietet und darin stand der schönste Flügel auf dem ich je gespielt hab - ein Blüthner. In Wallgau hatte ich ein Klavier, das auch nicht schlecht war, aber dieser Blüthner war viel besser. Ich hatte das Klavier noch vor Kriegsende in München gemietet und mit einem Lastauto nach Wallgau bringen lassen. Beim Transport hab ich mich gewundert, wie so ein Klavier doch nach nichts klingt, wenn es unter freiem Himmel gespielt wird.

Mami verstand es ausgezeichnet, die Kinder zu betreuen, während wir weg waren. Beim Detlev regte sich schon seine Bockigkeit, und Mami gelang es oft, den Bock zu bändigen, indem sie ihn in einen Sägebock im ganz nah gelegenen Sägewerk verwandelte. Natürlich waren die Kinder auch viel allein was auch hätte schief gehen können. Einmal ist Kristian in die hochwasserführende Fins, einen Nebenfluss der Isar, gefallen, aber noch herausgekommen, was uns die Kinder erst später erzählten.

Der Professor, der mein Chef an der Hochschule war, machte ein Gesuch ans bayrische Unterrichtsministerium, um mich zum Dozenten zu machen. Die Antwort war "Herr Dr. Schiel kann nicht Dozent werden, weil er nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besitzt. Gez. Pöverlein". Ich hab den Herrn Pöverlein nie gesehen, setze aber seine Unterschrift her, weil sie mich aus Deutschland vertrieben hat. Ich konnte ja nicht wissen, dass ein Jahr später alle in Deutschland lebenden Siebenbürger Sachsen summarisch eingebürgert werden würden.

1948 - 1953

Vieles von dem, was in den nächsten 4-5 Jahren passierte, würde ich nicht glauben, wenn ich es nicht selber erlebt hätte. In der nachherigen Betrachtung hat man das Gefühl, dass der liebe Gott extra für mich einen Schutzengel abkommandiert hat.

Einer meiner Studenten, ein Rumäne, sagte mir, dass die Firma MATEMINE (Bergwerksmaterial) in Paris einen neuen Fabrikationszweig einrichten wolle, nämlich Stahlbau und dafür einen Ingenieur suche. Obwohl mein letzter Kontakt mit Stahlbau auf meine Studentenzeit zurückging, griff ich begierig zu, denn infolge des negativen Bescheides wegen einer Dozentur wollte ich weg. Ich hatte auch gehört, dass in Argentinien in einem Ort, den ich vergessen hab, eine neue Technische Hochschule eingerichtet würde, und dafür wurden Lehrkräfte gesucht. Ich wusste nicht, dass ich von München aus viel mehr Chancen hatte nach Argentinien zu kommen als von Paris aus, als halbgescheiterter Emigrant. Ich bildete mir im Gegenteil ein, Paris sei der erste Schritt zur Auswanderung.

Also machte ich mit der französischen Firma ein Treffen aus und fuhr hin. Dass ich kein französisch konnte, war offenbar kein Hindernis. Der Firmeninhaber Monsieur Leque stellte mich an und ich wurde dem "Bureaux des Études" zugeteilt, das aus 2 rumänischen Ingenieuren und einer Sekretärin bestand. Für meine Aufenthaltsbewilligung in Frankreich würde die Firma sorgen. Und die Familie? Ja, das werde natürlich auch besorgt, aber etwa 6 Monaten dauern. Mit der Aussicht, mich 6 Monate von der Familie zu trennen hätte ich die Stelle keinesfalls angenommen, umso mehr als ständig Gerüchte von einem baldigen 3. Weltkrieg umliefen. Man sagte mir aber, dass die Verhältnisse infolge des Kriegsendes überall konfus wären, und dass eine illegale Einwanderung der Familie überhaupt kein Problem sei!

Ich fuhr also zurück, löste mein Anstellungsverhältnis an der Technischen Hochschule und bereitete den Umzug vor. Übrigens hätte es eines langen Behördenweges bedurft um mir die Ausreise aus der amerikanisch besetzten Zone zu erlauben und da es diese Schwierigkeit in der französisch besetzten Zone, die ja an Frankreich grenzte, offenbar nicht gab, vermied ich eine polizeiliche Abmeldung in Wallgau. Das hatte, Jahre später die Folge, dass jemand, der irgendwas von meinem Aufenthalt in Wallgau erfahren wollte, den Bescheid bekam "Herr Dr. Schiel? Der lebt noch hier; jedenfalls hat er sich nicht abgemeldet".

Damit die Kinder die bayrischen Berge in guter Erinnerung behielten, machte ich noch eine Abschiedstour auf die Westliche Karwendelspitze - allerdings waren nur Dietrich und Kristian dabei, weil die beiden Kleinen das nicht hätten schaffen können. Ich staunte, wie behende der kleine Kristian emporkletterte, aber beim Abstieg war es aus mit seiner Behendigkeit. Das ganze Damkar (= Gerölltal bei der westlichen Karwendelspitze) hindurch sass er auf meinem Rücken. Die Seilbahn auf der Karwendelspitze gab es nämlich damals noch nicht.

Nach unserem Wegzug blieb Mami in dem Haus in Wallgau zurück und schlug sich mit Zimmervermieteten durch, bis wir sie - viel später - nach Brasilien nachholen konnten. Der Umzug verlief folgendermassen: Ich fuhr mit unserem ganzen Hab und Gut (17 Koffer) mit offizieller Genehmigung der französischen Behörden nach Paris ab, und Ilse sollte mit den 4 Kindern nach Landau in die Nähe der französischen Grenze fahren. Das ging beinahe schief. Am Bahnhof in München war Ilses beste Freundin Heta mit, und die beiden waren so in Abschiedsgespräche vertieft, dass sie nicht bemerkten, dass Kristian sich ihnen angeschlossen hatte und dass der kleine Kristian mit ihren schnellen Besorgungsgängen innerhalb des Bahnhofs nicht mithalten konnte und verloren ging. Kurz vor Abgang des Zuges wurde er, zum Glück, von meinem gehörlosen Neffen Hannes wiedergefunden und angebracht. Ilse fuhr also mit den Kindern nach Landau und blieb eine Nacht im Hotel. Um 5 Uhr früh brachte sie ein Taxi an die Grenze, und sie marchierten los nach Frankreich hinein. Die Kinder froren und Ilse zeigte ihnen die gerade aufgehende Sonne. Ulli konnte nicht mehr und wurde getragen. Bald kamen sie zu einem Gasthaus wo sie sich wärmen konnten. Dabei gab es einen grossen Schrecken. Ilse sah plötzlich durch das Fenster einen französischen Polizisten und dachte: "Der Wirt hat uns angezeigt, und jetzt werden wir als illegale Einwanderer verhaftet". Der Polizist führte aber ein harmloses Gespräch mit dem Wirt.

Beim Kaufen der Fahrkarten nach Paris, gab es noch einen beinahe-Schrecken. Wir hatten nämlich vor unserer Abreise unser weniges Geld so verteilt, dass Ilse davon Hotel, Fahrt einschliesslich Taxi zahlen konnte. Als ich schon in der Türe zum Losfahren stand, kam eine unerwartete Geldsendung an. Ich gab Ilse einen Teil davon "für alle Fälle". Hätte ich das nicht getan, wäre alles schief gelaufen, denn die Bahnfahrpreise sind gerade kurz vorher kräftig erhöht worden, sodass Ilse die Fahrt nach Paris nicht hätte bezahlen können.

Der Zug nach Paris blieb stehen und Ilse hörte ein Wort, dass in ihrem Schulfranzösisch nicht vorgekommen war: grève = Streik. Sie kam aber dahinter und hoffte aufs Weiterfahren. Schliesslich ging es tatsächlich weiter, und der Zug kam mit grosser Verspätung um 11 Uhr nachts an. Da es keine Verständigungsmöglichkeiten gab, wusste ich nicht, wann Ilse abgefahren war und war natürlich nicht am Gare du Nord. Ilse ging zur Metro und fuhr, mit Umsteigen, zu der Station, die der von mir als Adresse angegebenen Rue Marbeau am nächsten war. Wie sie das geschafft hat, konnte sie nicht erzählen, denn in ihrem Gedächtnis war diese Zeitspanne nachher völlig ausgelöscht. Sie stand also nach dem Aussteigen mit den Kindern ratlos da, als eine französische Dame sie ansprach. Es tut mir ewig leid, dass ich diese hilfreiche Retterin nie kennengelernt hab.

Ilse sagte, sie wolle zu ihrem Mann in die Rue Marbeau, die doch ganz in der Nähe sein müsste. Die Dame bestätigte das, meinte aber, dort könne ihr Mann unmöglich sein, denn in der Rue Marbeau gäbe es nur Büros, die jetzt in der Nacht zu seien. Schliesslich gingen sie los, und die Dame läutete am Haus mit der angegebenen Nummer. Es erschien ein Portier, der bestätigte, dass der Monsieur Schiel hier arbeite, dass er aber jetzt in seinem Hotel so und so wäre. Die Dame brachte Ilse mit den Kindern bis zum nahe gelegenen Hotel, und dort war die Odyssee endlich zu Ende.

Die Rue Marbeau war aber nur eine Zwischenstation. Die Firma Matemine hatte am Rand von Paris in Chatillon sur Bagneux ein Haus gekauft, und dort wurde das Bureau d'Études eingerichtet. Im Erdgeschoss war das Büro und im ersten und zweiten Stock waren Wohnräume für uns Ingenieure, Herr Cartianu mit Frau und Kind, Herr Oniga mit Frau, ich mit der grössten Wohnung wegen der vielen Kinder und ein Concierge (Portier). Das Haus lag in einem herrlichen grossen Park, aber die Kinder durften erst nach Dienstschluss hinein, wegen des Kraches, den sie machten. Sie lauerten vor der Uhr, dass es 6 Uhr werde und sausten dann los.

Zum Einkaufen fand man Geschäfte in der Nähe des Hauses. Nachdem wir festgestellt hatten, dass es genügte, ein paar Worte zu sagen, um die Preise zu verdoppeln, baten wir den Concierge für uns einzukaufen und sparten dadurch viel Geld. In den grossen Warenhäusern im Zentrum gab es feste Preise, aber da kamen wir selten hin.

In Paris ist es unmöglich, schlechten Wein zu kaufen, weil es nur guten gibt, auch im bescheidensten Gemüseladen. Genau so selbstverständlich wie die deutschen Bauarbeiter in der Arbeitspause ihr Bier haben, sieht man die französischen Arbeiter mit Wein Pause machen.

In unserer Nähe gab es auch einen Bäcker, was die Ilse anregte, einen schönen mit Rosinen angereicherten Kuchen vorzubereiten und ihn beim Bäcker backen zu lassen. Rosinen (=getrocknete Trauben) haben oft unangenehme Kerne und Ilse hatte den Mehrpreis für kernlose Rosinen aufgewendet und auch ausprobiert, ob sie wirklich kernlos waren. Der schön gebackene Kuchen kam zurück und die Rosinen

hatten Kerne! Um dieses geradezu biblische Wunder zu erklären, muss man annehmen, dass der Bäcker Ilse's Kuchen aus Versehen verbrannt und dann einen Ersatz fabriziert hatte.

Da ich mit amtlicher Genehmigung eingereist war, gab es für mich keine Probleme. Bei der polizeilichen Anmeldung war dem Beamten der Vorname Friedrich zu kompliziert und daher machte er, ohne mich zu fragen, einfach Frédéric daraus. Dieser Name blieb mir, und zwei Jahre später in Brasilien wurde daraus allmählich Frederico - so stehe ich in der Gehaltsliste der Hochschule, aber im Pass steht Frederic ohne Akzente.

Mit Ilse und den Kindern war es kaum komplizierter. Um den Strafbestand der illegalen Einwanderung zu markieren, musste Ilse eine Stunde lang in Paris im Gefängnis sitzen, wobei sie den Ulli auf dem Arm mitnehmen durfte. Anschliessend bekam sie und die Kinder Personalausweise, die sie als Flüchtlinge kennzeichneten. Erst 4 Jahre später wurden wir alle brasilianische Staatsbürger.

Meine erste Sorge war natürlich französisch zu lernen, und ich schrieb mich in einen Kurs ein. Nach wenigen Stunden gab ich es auf, denn die Amerikaner, die mitmachten, waren so entsetzlich unbegabt, dass der Lehrer kaum voran kam. Zeitunglesen hat mir viel geholfen, und zwar hab ich festgestellt, dass der Kriminalteil am einfachsten ist, weil es nur ein beschränktes Vokabular über Morde u.s.w. gibt. Als nächstes versteht man dann technische Sachen aus dem eigenem Fach, schliesslich die Aussenpolitik. Die Innenpolitik versteht man sowieso nie und am allerschwersten sind die Witze.

Einen, wenn auch nicht französischen Witz hab ich mir bei Ilse erlaubt, und bekam eine schlagfertige Antwort. Ich sagte: "Jetzt weiss ich den schnellsten Weg zum Französischlernen: ich nehme mir eine französische Geliebte". Antwort: "Sehr gute Idee! Das mach ich auch mit einem Geliebten!"

Im Büro gab es keine Sprachprobleme, denn unsere Dienstsprache war natürlich rumänisch. Nie hab ich so gut rumänisch gekonnt, wie in Paris! Die beiden Kollegen hatten keine Schwierigkeiten, weil sie wahrscheinlich in der Schule gut französisch gelernt hatten. Oniga, der meiner Meinung nach der intelligenteste Mensch war, den ich je gesehen habe, war auch die Autorität, an die sich die Sekretärin wandte, wenn sie Probleme mit der französischen Sprache oder der Orthographie hatte.

Da noch keine Rede vom Aufbau einer Stahlbauabteilung war, machte ich so gut ich konnte, bei den Problemen meiner Kollegen mit. Da es aber meist um maschinenbauliche Sachen ging, die mir als Bauingenieur ferner lagen, waren meine Beiträge wahrscheinlich mässig. Wenn der Chef Monsieur Leque erschien, beeilten sich meine Kollegen zu erklären, dass diese Sache Monsieur Schiel gemacht habe, um meine Blösse zu verdecken.

Um Paris richtig zu geniessen, waren wir zu arm. Wahrscheinlich hatte Monsieur Leque für uns als Ausländer, niedrige Gehälter angesetzt. Zum Glück bekam ich als Kinderreicher einen grossen staatlichen Zuschuss, die allocation familiale, die etwa ein Viertel meines Gehaltes ausmachte. Die Kinder kannten offenbar unsere Verhältnisse genau, denn als ich einmal fragte "heute ist ja Sonntag. Was wünscht ihr Euch?" hiess es "Metrofahren". Heute noch bin ich über den bescheidenen Wunsch gerührt. Man konnte mit einer Metrokarte eine Stunde lang beliebig spazieren fahren, allerdings durfte man zwischendurch nicht aus dem Metrogelände hinaus gehen. Trotzdem machte es den Kindern grossen Spass.

Unser Ulli hatte in den letzten Monaten in Deutschland an hartnäckigen Magenproblemen gelitten, die offenbar mit der deutschen Kriegsernährung zusammenhingen, denn hier war er sofort völlig gesund. Er bekam aber eine schwere Lungenentzündung, an der er in Deutschland sicher gestorben wäre, weil es dort noch kein Penicillin gab. Meine Mutter ist am Kriegsende in Kronstadt an Lungenentzündung gestorben und wäre wahrscheinlich mit Penicilin zu retten gewesen. Für den armen Ulli waren die Injektionen ein psychisches Drama. Die Injektionen wurden von einer katholischen Krankenschwester gemacht, und wenn er ihre weisse Haube sah, fing er schon an zu schreien. Dass die Eltern ihn nicht schützten sondern sogar festhielten hatte zur Folge, dass er mit uns nachher wochenlang kein Wort sprach. Ich erinnere mich noch, wie glücklich Ilse war, als er sie zum ersten Mal wieder anlächelte.

Lene lebte damals noch; ich schrieb ihr von unserem Leben in Paris und erwähnte, dass Dietrichs geringer Ehrgeiz in der Schule mir Sorgen mache. Lenes Antwort: "Ehrgeiz ist wie jeder Geiz keine gute Eigenschaft". Tatsächlich hat Dietrich trotz mangelndem Ehrgeiz nie Schwierigkeiten gehabt, in der Schule mitzukommen.

Wir hatten ihn mit Kristian in ein Schulinternat getan, damit sie schneller Französisch lernen, aber sie wurden dort von ihren Mitschülern als "boches" angefeindet, sodass Dietrich uns bei einem Besuch sagte: "hier können wir nicht bleiben". Das Problem löste sich auf sehr erfreuliche Weise. Es erschien bei uns eine Schulvertreterin und sagte, dass sich bei der ärztlichen Untersuchung ergeben hätte, dass Dietrich äusserst erholungsbedürftig sei. Als wir erklärten, kein Geld für einen Erholungsurlaub zu haben, meinte die Schulvertreterin, dass würde nichts machen. Wenn wir einverstanden wären, würde Dietrich - und Kristian gleich mit - auf Staatskosten für einige Monate in eine in den französischen Alpen gelegene Schule geschickt werden. Als ich sagte, dass wir keine französischen Staatsbürger seien, sagte sie, dass das nichts zu sagen hätte. Die beiden kamen also plötzlich in eine wunderschöne, gesunde, Gegend. Ich besuchte sie einmal und bewunderte dabei den Mont Blanc von weitem.

Ilse hatte ja mehr Zeit als ich und nützte sie aus, um Paris kennen zu lernen. In Konzerte gingen wir auch, aber natürlich nur auf billige Plätze. In einem Konzert, in dem Furtwängler dirigierte, sassen wir ganz hinten - oben, aber die schlaue Ilse

studierte genau die ersten Reihen und fand zwei leere Plätze. In der Pause setzten wir uns hin und waren dann platt zu sehen, wohin wir geraten waren: vor mir, sozusagen in Reichweite sass die Begum, die Frau vom Aga Khan. Weitere Prominenz in unserer Nähe hab ich vergessen. In einem anderen Konzert wurde das Requiem von Brahms deutsch gesungen, und in einem weiteren hab ich bewundert, wie fachmännisch das Publikum war. Es war ein Klavierabend von Wilhelm Kempf. Beim Schlussaplaus schrien die Leute "Mosahr, Mosahr!" nämlich Mozart, weil sie wussten, dass Kempf als hervorragender Mozartspieler berühmt war. Er hatte im Programm keinen Mozart und spielte jetzt herrliche Zugaben.

Bei ihren Spaziergängen in Paris hat mich Ilse mal schön hereingelegt. Sie rief mich von unterwegs an und tat so, als sei sie ihre Schwester Ruth und eben in Paris angekommen. Mein erstes entsetztes Begrüßungswort "bist du verrückt?" ist mir nachher noch oft vorgehalten worden. Ich erklärte am Telefon genau wie man zu uns kommt. Ilse, von den Kindern in der Telefonzelle umringt, sagte ihnen "Vati hat es geglaubt! Jetzt schnell nach Hause!". Als sie ankamen, traf Ilse Frau Eva Oniga mit der sie ja nicht rumänisch redete wie ich, sondern französisch. Ilse verkündete freudestrahlend "Eva, j'ai trompé mon mari". Eva antwortete lachend "tu a trompé ton mari" und klärte Ilse auf, dass das nicht etwa heisst "ich hab meinen Mann hereingelegt" sondern "ich hab meinen Mann (mit einem anderen Mann) betrogen".

Den Autoführerschein machten wir alle 3, nämlich Cartianu, Oniga und ich. Dass wir alle 3 bei der ersten Prüfung durchfielen und erst beim zweiten Anlauf bestanden, wirft kein gutes Licht auf die Pariser Polizei. Mich durchfallen zu lassen war ja nicht schwer. Der Fahrlehrer brauchte nur zu sagen "plus vite Monsieur..." in Paris fährt man nicht so langsam, und schon machte ich einen Fehler. Aber Cartianu hatte von Rumänien her nicht nur den normalen Führerschein, sondern auch den für Lastwagen und Omnibusse. Dass Cartianu durchfiel zeigt, dass die Polizei grundsätzlich jeden zum ersten Mal durchfallen liess, um die Prüfungsgebühren ein zweites Mal zu kassieren.

Die Führerscheine hatten wir nicht gemacht, um uns ein Auto zu kaufen, denn dazu hatte keiner von uns dreien das Geld. Es gab aber ein Firmenauto, das uns zur Verfügung stand, und jeden Sonntag bekam einer von uns dreien das Auto. Ich fuhr miserabel und erinnere mich einmal auf einer Seinebrücke eine peinliche Stockung verursacht zu haben. Einmal bin ich mit der Familie nach Versailles gefahren und hab keine gute Erinnerung daran. Kristian hatte nämlich irgend etwas angestellt und musste zur Strafe zu Hause bleiben. Mein sinnloser Autoritätsfimmel tut mir jetzt noch leid, aber Kristian hat, glaube ich, das alles vergessen.

Ich glaube, alle Kinder haben sich mal in Paris verlaufen, aber weil wir ihnen Adresse und Telefonnummer eingebleut hatten, fanden sie schliesslich nach Hause. Nur beim Ulli ging das nicht, denn die einzigen französischen Worte die er kannte waren "Bonjour Madame". Er hatte Detlev, der ja schon in die erste Klasse ging zur Schule begleitet, die nur 100 m von unserem Haus war, und auf dem Rückweg ging er

an unserem Toreingang vorbei und wanderte weiter. Er wurde schliesslich per Polizeitelefon lokalisiert. Eine Dame hatte sich seiner angenommen, und sie sagte zu uns “il a mangé sa langue” = er hat seine Zunge gegessen, weil er kein Wort herausgebracht hatte.

Eines Tages blätterte Ulli in Detlevs Schulbuch, worin eine Abbildung von Jeanne D’Arc auf dem Scheiterhaufen zu sehen war. Es entspann sich folgender Dialog mit Ilse: “Mutti, warum wird diese Frau verbrannt, war sie böse?” “Nein, aber die sie verbrennen, die waren böse”. “Mutti, warum hat diese Frau nicht gesagt, dass sie auch böse ist, damit die sie nicht verbrennen!!”. Ich war so beeindruckt, dass ich mir sagte: der muss Kaufmann werden! Der Eindruck hat mich 10 Jahre später bestimmt, Ullis Wunsch zuzustimmen, nämlich die Schule aufzugeben, um Kaufmann zu werden. Dass dieser Entschluss falsch war, ist eine andere Sache.

Die Nachrichten aus Argentinien waren nicht gut. Es hiess, die neugegründete Universität hätte grosse Geldschwierigkeiten. Ein rumänischer Bekannter von Herrn Cartianu, der gerade in Brasilien gewesen war, sagte mir: “Warum wollen Sie nach Argentinien? Gehen Sie doch nach Brasilien, das ist viel schöner, und da könnte ich Ihnen helfen”. Als ich das zu Hause erzählte, war Ilse begeistert, obwohl sie von Brasilien genau so wenig wusste wie ich. Die Angelegenheit wurde weiter gesponnen, und eines Tages kam ein Brief aus Rio de Janeiro mit einem notariell beglaubigten Vertrag, worin ich in einem Laboratorium angestellt wurde und zwar als Laborant für die Fabrikation von Lippenstiften. Die rumänischen Freunde in Rio mussten sich einen Beruf ausdenken, für den es in Brasilien keine Spezialisten gab, damit ich das Daueraufenthaltsvisum bekommen konnte. Mündlich war vereinbart worden, dass ich die notariell verbürgte Anstellung niemals in Anspruch nehmen würde. Das Schicksal hatte mich also davor bewahrt, Herrn Leque eine Abteilung für Stahlbau einrichten zu müssen, wovon ich wirklich wenig verstand.

Die Reise nach Brasilien hätte ich natürlich niemals für die ganze Familie bezahlen können, aber es gab ein Flüchtlingshilfswerk - ich glaube es hiess IRO - das uns geholfen hat. Ich weiss nicht mehr, wieso wir als Flüchtlinge galten, obwohl wir niemals geflohen, sondern freiwillig ausgewandert waren.

Für die Seereise waren uns Plätze auf der Groix gegeben worden, einem riesigen altem Passagierschiff, das seine letzte Fahrt über den Ozean machen sollte. Wegen der Grösse schaukelte das Schiff kaum, sodass niemand von uns seekrank wurde. Den Kindern machte die Seereise grossen Spass. Ilse und ich lernten eifrig portugiesisch aus einem Sprachbuch für Engländer - das einzige, dass wir in Paris kriegen konnten. Darin kam das Wort saudade vor, wofür es im Englischen offenbar kein Wort gibt, sodass das Buch auf das deutsche Sehnsucht zurück griff, um saudade zu erklären. Die Beschäftigung mit “saudade” hatte nach der Ankunft in Rio zur Folge, dass ich auf der Suche nach dem Gesundheitsministerium nach dem Ministério da Saudade (statt Saúde = Gesundheit) fragte. Die gefragten Brasilianer lachten nicht, sondern dachten wahrscheinlich “der Arme! kaum ist er da, hat er schon Sehnsucht nach Hause”.

In Rio mieteten wir uns in einer Pension ein. Beim Essen staunte ich über die grosse Zahl von Gerichten und merkte erst am nächsten Tag, dass sich gewisse Sachen täglich wiederholten z.B. Reis und Bohnen. Meine rumänischen Sprachkenntnisse halfen mir oft, aber manchmal führten sie auch in die Irre: als ich einmal niesste, hiess es "saúde" (Gesundheit) und ich verstand rumänisch "se aude" und dachte, vielleicht ist es brasilianische Sitte einen Niesser mit "man hört es" zu begrüssen.

Was wir an Geld mithatten, hätte nicht viel länger als für einen Monat gereicht. Ich musste also möglichst bald eine Stelle finden. Ich suchte mir aus dem Telefonbuch die Baufirmen heraus und ging hin. Nach 2-3 vergeblichen Vorsprachen, kam ich zur Firma "Estacas Francki" (Francki-Pfahl Gesellschaft) mit deren technischem Direktor Costa Nunes ich französisch reden konnte. Nach wenigen Sätzen sagte er mit Blick auf meine Visitenkarte "ich kenne Sie", darauf ich "das ist nicht gut möglich, denn ich bin erst 3 Tage in Brasilien". Darauf er "Moment mal" sagte und verschwand. Er kam mit einer Karteikarte wieder und las ab "Sie haben in der ZAMM zwei Aufsätze veröffentlicht und in der Zeitschrift...". Der Nunes hatte offenbar aus seinen Zeitschriften der letzten Zeit eine Kartei der Verfasser von fachverwandten Aufsätzen zusammengestellt. Er war nämlich ausser seinem Job bei Estacas Francki auch Physikprofessor an der Universität und verfügte deshalb offenbar über Hilfskräfte zur Aufstellung einer Kartei. Dass mein Name in seiner Kartei vorkam, war natürlich ein grosser Pluspunkt. Er fragte mich dann, ob ich etwas von der Berechnung von Pfahlgründungen verstünde und ich hab frech gelogen und ja gesagt, worauf er meinte, "wenn Sie wollen können Sie morgen anfangen".

Ich bekam also einen Platz im Kronstruktionsbüro. Den Arbeitstisch neben mir hatte ein italienischer Ingenieur, der ziemlich gut deutsch konnte: er stammte nämlich aus Norditalien aus einer Gegend, die früher zu Österreich gehört hatte und wo noch viel deutsch geredet wird. Mit seinen Tips und mit Hilfe der im Büro ausliegenden Bücher lernte ich bald die statische Berechnung von Pfahlgründungen.



Wandern mit den Kindern in Petrópolis

Um der in Rio beginnenden grossen Hitze zu entgehen, übersiedelten wir nach Petrópolis, und ich fuhr jeden Tag mit dem Bus zur Arbeit. Das bedeutete zwar eine Stunde Fahrzeit, war aber nicht mehr, als manche Kollegen brauchten, die am Ende von Rio wohnten. Petrópolis lag in 800 m Meereshöhe und hatte ein gutes Klima. Eigentlich müsste es ja Pedropolis d.h. Stadt Pedros heissen, denn die brasilianischen Kaiser Pedro I und Pedro II hatten es als Sommerresidenz benützt.

Als ich meinem Büronachbarn erzählte, dass ich nicht wisse, wie ich meinen Kindern die Sprache beibringen sollte, machte er mir folgenden Vorschlag. Seine Tochter, die im Alter zu unseren Kindern passte, sollte für ein paar Wochen zu uns nach Petrópolis ziehen. Ich war sofort einverstanden, aber der Versuch misslang. Das Mädchen verstand sich sehr gut mit unseren Kindern, aber in kurzer Zeit fing es an deutsch zu reden - deutsch dominierte ja im Verhältnis 4:1. Irgendwie haben die Kinder dann doch portugiesisch gelernt, sodass sie in die Schule gehen konnten. Als Kristian bemerkt hatte, dass im Portugiesischen bei der Anrede das Verbum in der dritten Person gebraucht wird, hat er diesen Tatbestand auf kindliche Weise schön definiert: "die Brasilianer reden zu einem so, als ob man nicht da wäre".

Von der Schule war ich ziemlich entsetzt: es war das französische Büffelsystem in gesteigerter Form. Zur Erläuterung ein kleines Schlaglicht: wir waren gerade zum Abendessen versammelt, aber ich hatte hinausgesehen und sagte: "Kommt, seht wie schön die Venus strahlt". Alle kamen, bis auf Dietrich. "Was ist los? Warum kommst du nicht?" worauf er sagte "wir müssen bis morgen die Namen aller Sternbilder des Südhimmels mit ihren Hauptsternen auswendig lernen. Ich will nie mehr Sterne ansehen!". Zum Glück hat sich das bald gegeben und heute ist er Chef der Hochschulsternwarte in São Carlos.

In Petrópolis wohnte auch Herr Kurt Klemperer mit Frau Elfi und Sohn Jochen. Elfi bemerkte unsere Kinder auf dem Weg zur Schule mit ihren zum Teil noch aus Bayern stammenden kurzen Hosen und sprach sie an. Daraus entwickelte sich die dicke Freundschaft zwischen Ilse und Elfi und überhaupt zwischen uns und der Familie Klemperer. Er war ein Neffe des berühmten Dirigenten, aber ohne irgend einen Kontakt zur Musik. Was so ein Name ausmacht, konnten wir viele Jahre später in München sehen. Der berühmte Cellist Rostropowitsch war nach seinem Konzert in sein Hotel (Vier Jahreszeiten) gegangen und Elfi wollte ein Autogramm, wurde aber von dienstbaren Geistern abgewiesen. Als sie sagen liess, Frau Klemperer bittet um ein Autogramm, wurde sie sofort vorgelassen und bekam es.

Zu unserem Erstaunen sahen wir eine Ankündigung für ein Konzert in der evangelischen Kirche von Petrópolis, worin eine Bachkantate aufgeführt werden sollte. Wir gingen hin mit der Absicht, den Menschen kennen zu lernen, der hier sowas bewerkstelligen kann. Auf der Kirchenempore sah man einen deutsch singenden Chor und ein kleines Orchester unter der sicheren Führung einer Dirigentin.

Als wir sie nachher kennen lernten, waren wir erstaunt, dass sie kleiner war, als wir erwartet hatten: sie hatte auf einem Stuhl stehend dirigiert. Wir traten in ihren Chor ein und waren bald mit unserer Hanni eng befreundet. Durch sie haben wir auch andere Musikfreunde zum Kammermusikmachen kennen gelernt. Mit Hanni Kammermusik machen, ist ein besonderes Vergnügen, weil sie sozusagen jede Stimme mithören kann.

Die Arbeit bei Francki in Rio regte mich an, über die Berechnung von Pfahlgründungen nachzudenken. Die Busfahrten zur Arbeit waren erwünschte Denkpausen, die ich zum Spekulieren ausnützte. Das Ergebnis dieser Spekulation war eine zunächst portugiesisch geschriebene Abhandlung über die statische Berechnung von Pfahlgründungen, die, später ins Deutsche übersetzt, mit der wohlwollenden auf Entfernung wirksamen Hilfe von Prof. Kirschmer zu dem im Springer Verlag erschienenen Buch "Statik der Pfahlwerke" führte. Für Euch über deutsche Verlagsverhältnisse nicht informierte Leser, erkläre ich, dass der berühmte technische Verlag Julius Springer nichts mit Axel Springer zu tun hat, wozu die als reaktionär bekannte "Springerpresse" gehört. Nachdem mein Buch schliesslich in 2. Auflage erschienen ist, glaube ich meine Schuld an das Schicksal wegen meiner frechen Lüge an Herrn Costa Nunes "ich kenne die Berechnung von Pfahlgründungen" gebüsst zu haben.

Mit dieser Beschreibung bin ich etwas in die Zukunft abgeschweift und kehre nun zur Gegenwart zurück um zu erklären, was mein Dokortitel in Brasilien wert war. Über eine technische Angelegenheit, die ich nicht mehr weiss, war ein Missverständnis mit der Präfektur von Rio eingetreten, und es wurde eine Besprechung veranstaltet, wobei ich als Vertreter der Firma Francki fungierte. Darüber machte ich eine Aktennotiz die ich Herrn Costa Nunes zeigte, um das Portugiesisch zu verbessern. Darin hatte ich geschrieben: "Besprechung am... in der Präfektur von Rio. Anwesend von der Präfektur von Rio Herr Ingenieur..., von der Firma Francki Herr Dr. Schiel...", Herr Nunes sah meinen Text durch und meinte "Sie brauchen sich nicht zu degradieren und können ruhig Ing. Schiel schreiben. Wir wissen ja, dass Sie Ingenieur sind, wenn Sie auch noch nicht bei der CREA (Conselho Regional de Engenharia e Arquitetura) anerkannt sind". Der Titel "Doktor" war also im Vergleich zu "Ingenieur" eine Degradierung. Über den volkstümlichen Gebrauch des Dokortitels wurde ich z. B. belehrt als ich in Petrópolis unseren Cellospielenden Kammermusikfreund aufsuchen wollte, und sein Gärtner, der mich beim Eingang seines Hauses empfing, erklärte: "O dottoranzi não stá" (ist nicht da). Nach langen Grübeln kam ich dahinter dass dottoranzi bedeuten sollte Dr. Hans. Unser Freund Hans Bistritschan war keineswegs Doktor, sondern Maschineningenieur. Er hatte ein gut gehendes Entwurfsbüro und arbeitete als Statiker für Hochhäuser und ähnliches, was er sich privat angeeignet hatte. Er stammte aus Wien und wusste nicht, dass sein Name rein rumänisch war und in dieser Sprache so ausgesehen haben muss: Bistriceanu.

Etwa ein Jahr nach mir kamen auch meine Kollegen aus Paris nach Brasilien. Herrn Cartianu hab ich für kurze Zeit bei mir in Petrópolis aufgenommen, aber Herrn

Oniga traf ich erst 5 Monate nach seiner Ankunft. Dieser Zeitraum ist wichtig, wie man gleich sehen wird. Ich traf ihn zu Mittag in Rio im Institut, wo er arbeitete. Nach der herzlichen Begrüssung sagte er, natürlich auf rumänisch, was ich damals noch gut konnte: "Wart, bitte, einen Moment, ich muss schnell zwei Briefe unterschreiben, dann gehen wir zusammen essen". Während er seine Briefe durchlas, erschien eine Sekretärin und fragte ihn um Rat wegen eines portugiesischen Wortes, was er ihr prompt beantwortete. Ganz erschlagen fragte ich ihn: "Ted, du bist noch kein halbes Jahr hier und bist schon die Autorität in Portugiesisch" worauf er meinte "weissst Du, das ist ja auch eine lateinische Sprache, wie Rumänisch, und da ist es leicht für mich". Er hatte natürlich nicht, wie Ilse und ich auf dem Schiff die Sprache gebüffelt, aber es ging trotzdem.

Meine Arbeit bei Francki machte mir Spass, aber der Verdienst war zu klein. Daher suchte ich mir einen Nebendienst. Noch in Deutschland hatte ich überlegt, dass es sicher lohnend sei, den Brasilianern Bodenmechanik beizubringen. Zu meinem grossen Erstaunen bemerkte ich aber in Rio, dass sich die Bodenmechanik vor allem durch Prof. Terzaghi in den USA weiter entwickelt hatte, worüber die Brasilianer informiert waren, während wir in Deutschland im Krieg keine Informationen bekamen. Eine kurze Bemerkung über Terzaghi: er war Professor an der Wiener "Technik" und gehörte sogar zu den wenigen Professoren, die vom "Anschluss" an Hitlerdeutschland begeistert waren. Von diesem Wahn wurde er aber sofort geheilt. Während der Ferien war er bei einem Kongress und bei Vorlesungsbeginn war er nicht da. Den nachfragenden Studenten wurde gesagt: "Prof. Terzaghi kommt sicher bald. Auf seinem Tisch in seinem Arbeitszimmer liegen noch seine Sachen". Er kam nie, blieb in USA und entwickelte die Bodenmechanik, die ja zum grossen Teil von ihm stammte, weiter.

Ich liess also die Bodenmechanik fahren und warf mich auf statische Berechnungen von Stahlbetonbauten - vor allem Hochhäuser. Dabei hat mir Ilse als Zeichnerin geholfen. Obwohl ihr diese Berufsrichtung sehr ferne lag, hat sie sich schnell hineingefunden, und beim Ausarbeiten eines Materialauszuges (=Eisenliste) aus den Plänen, war sie bald sicherer als ich. Wegen der Eile, mit der solche Pläne gebraucht werden, ist es sogar einmal vorgekommen, dass wir die Nacht durchgearbeitet haben und ich anschliessend direkt zu Francki fuhr.

Mein Eifer bei Francki hat nicht nachgelassen. Ich war sogar manchmal der Rettungsanker. Wenn ein wichtiges Angebot fertigwerden musste und alle Brasilianer wegen Carneval oder anderen Feiertagen weg waren, arbeitete ich oft allein im Büro. Umso empörter war ich, als eine Stechuhr zur Kontrolle der Arbeitszeit eingeführt wurde und ich auch stechen sollte. Der Direktor Nunes suchte mich zu beruhigen. Er wusste, dass diese Massnahme für mich unnötig sei, aber es musste wegen der Gleichbehandlung der Angestellten sein. Es nützte nichts und ich kündigte mein Arbeitsverhältnis.

Ich kann meinen damaligen Leichtsinns nicht verstehen. Die statischen Berechnungen, auf die ich hoffte, wurden weniger. Wir kamen in Schwierigkeiten, und ich machte mit dem Leihamt Bekanntschaft.

Völlig unverhofft kam ein Brief aus Deutschland von Herrn Lütken, der in Dortmund ein grosses statisches Büro hatte und mit dem ich noch von München aus Kontakt hatte. Lütken hatte für die in Belo Horizonte zu bauende Mannesmann Röhrenfabrik die Baulichkeiten entworfen und brauchte jemanden in Brasilien, der die Pläne an die örtlichen Verhältnisse anpassen und ihn bei Mannesmann vertreten sollte. Ich war bereit das zu machen und bekam von Mannesmann einen Vertrag mit Bezahlung nach Arbeitszeit, wobei etwa zwei Wochen pro Monat vorgesehen waren. Die Flugreise nach Belo Horizonte wurde auch bezahlt.

Da waren wir also erstmal gerettet, und ich konnte sogar nebenbei weiter statische Berechnungen machen. In Belo Horizonte mietete ich ein Zimmer, gross genug dass auch Ilse Platz hatte. Ich bekam nämlich meine Flugreise nicht in Form eines Flugscheines sondern in Geld ausgezahlt. Statt mit Flugzeug fuhren wir mit der Bahn und durch die Preisdifferenz waren Ilses Reisekosten abgedeckt. Wir hatten nämlich Mami aus München nachkommen lassen, und dadurch konnten wir die Kinder bei ihr in Petrópolis lassen.

Meine Hauptarbeit beim Bau der Mannesmannwerke war es, Frieden zu stiften zwischen den deutschen und den brasilianischen Ingenieuren und auch zwischen den Mannesmanningenieuren untereinander, denn es herrschte ein schlechtes, intrigantes Betriebsklima. Dass ich manchmal auch zwischen den deutschen Ingenieursfrauen und dem Hotelpersonal Frieden stiften musste, zeigt folgendes Vorkommnis. Ich sass beim Mittagessen und am Nebentisch zwei frisch gekommene Ingenieursfrauen. Natürlich half ich mit der Sprache aus und fragte auch: "Sind sie mit dem Hotel zufrieden?" Da eine ausweichende Antwort kam, sagte ich: "Es ist aber das beste Hotel, das wir hier in Belo Horizonte haben," worauf eine der beiden Damen sagte: "das mag schon sein, aber das Essen!" "Das Essen?" "Ja, das ist doch viel zu viel!". Die weltunerfahrenen Damen dachten, offenbar nach der deutschen Kindererziehungsregel "was auf den Tisch kommt, wird gegessen!", sie müssten die ganze Speisekarte herunterfressen. Von diesem Wahn konnte ich sie leicht befreien.

Da man wusste, dass ich Bodenmechanik verstehe, gehörte es auch zu meinen Pflichten, eventuell anfallende Probleme aus diesem Gebiet zu behandeln. Die meisten Gebäude hatten Flachgründungen, aber dort, wo der riesige Block der Röhrenpresse hinkam, fand sich eine tiefliegende weiche Schicht, die durchfahren werden musste, um die Röhrenpresse, das Herzstück der ganzen Anlage, auf tiefer liegende sichere Bodenschichten zu gründen. Dieser Entschluss, eine Tiefgründung zu machen, wurde gefasst, nachdem beim Aushub die tiefliegende weiche Schicht bemerkt worden war. Eigentlich hätte man diese Tatsache schon aus den wenigen Probebohrungen schliessen können, die vor Baubeginn gemacht worden waren und eigentlich hätte man den zuständigen Mann, der das nicht bemerkt hat, nämlich mich, wegen

fachlicher Inkompetenz entlassen müssen. Daran hat, Gott sei Dank, niemand gedacht, und ich bekam sogar ein ehrenvolles Angebot. Der oberste Bauleiter war nämlich wirklich unfähig und durch seine Schuld drohten schlimme Sachen zu passieren. Da wurde mir die Stelle als oberster Bauleiter mit einem geradezu traumhaften Gehalt angeboten. Ich lehnte aber ab, denn ich hätte mich sicher blamiert. Es wurde dann aus Deutschland, ausgeliehen von einer grossen Baufirma, einer ihrer Direktoren, ein Herr König, als Baustellenchef eingesetzt, der in kurzer Zeit Ordnung machte. Es klappte alles wie am Schnürchen, obwohl Herr König wegen der grossen Hitze viel Bier trank. Wenn er betrunken war, was öfter vorkam, hatte er die Gewohnheit, Sachen zu verschenken, die man unbedingt annehmen musste, sonst wurde er böse. Ich bekam z. B. von ihm einen riesigen Pullover den er ja wegen der Hitze wirklich nicht brauchen konnte. Mami machte aus der Wolle eine Strickjacke für mich und mehrere Sachen für die Kinder.

Aber zurück zum Rohrpressenfundament: da gibt es eine erzählenswerte Geschichte. Der Fundamentblock war auf fünf 90 cm dicken Säulen gelagert, welche die Firma Francki gemacht hatte, und zwar wurden entsprechende Stahlrohre in den Boden gerammt und nach Herausnahme der Erde mit Beton und Bewehrungsseisen gefüllt. Der Fundamentblock lag schon auf den Säulen, aber man konnte seitlich unter den Block hineinkriechen. Das tat Herr Mooshake, unser oberster Mannesmann-Chef, verlangte einen Hammer und schlug auf eine der 5 Säulen, bzw. auf ihren Stahlmantel und es klang hohl! “Jetzt haben diese Brasilianer doch versäumt, die Stahlrohre mit Beton zu füllen! Wenn ich das nicht bemerkt hätte, wäre die Röhrenpresse eingestürzt”. Herr Direktor Mooshake gab folgende Anweisung: am nächsten Tag soll ein Schweisser in das Stahlrohr ein Fenster schneiden und damit die Sache dokumentiert ist, wird ein Filmapparat und entsprechende Beleuchtung aufgebaut und die Prozedur wird gefilmt.

Ich rief sofort in Rio an und sagte meinem früheren Chef Costa Nunes: “der Mannesmannchef denkt, Francki hätte die tubulões (die 90 cm dicken Stahlrohre) nicht gefüllt, und morgen wird nachgesehen”. Darauf Nunes “ich nehm das nächste Flugzeug und komme nach Belo Horizonte”. Am nächsten Tag startete halb Mannesmann auf den Schweisser, der ein Fenster in die Rohrwand schnitt. Als das Fenster offen war, startete man nicht ins Leere, wie Herr Mooshake erwartete, sondern auf eine zweite blecherne Rohrwand die beim Draufhauen durchaus nicht hohl klang. Francki hatte nämlich Rohre etwas verschiedener Weite verwendet, die man teleskopartig übereinanderschieben konnte, um sich das Abschneiden auf genaue Länge zu ersparen. Auf die 90 cm dicke Stahlbetonsäule hat das natürlich keinen Einfluss, aber es klang hohl, wenn man auf die äussere Rohrwand draufhaute.

Das Bergstädtchen Petrópolis mit seiner schönen Umgebung reizte uns natürlich zu Ausflügen. Auf den höchsten Berg der Umgebung, den Morro Açú, gingen wir das erste mal mit Führer - “morro” heisst auf portugiesisch Berg, “açú” heisst auf indianisch hoch (alle Worte mit betontem Endvokal sind indianisch). Das zweite Mal gingen wir ohne Führer mit den Kindern und mit Hanni. Es gibt von Petrópolis aus

einen ziemlich langen Anmarsch, den man wegen der Hitze am besten in der Nacht macht. Die Aufstiegs“wege“ sind meist zugewachsen, und man muss unbedingt ein facão (Buschmesser) mithaben. Der Gipfel selbst besteht aus einem riesigen Felsblock. Teile dieses Blockes ragen in die Luft, und in den Hohlräumen darunter kann man wunderbar übernachten. Wir hatten abends eine herrliche Fernsicht bis zum Meer, und das Gefühl, dass sich in einem Umkreis von etwa 10 km garantiert keine Menschenseele befindet, ist etwas besonderes.

Einige Monate nach diesem Ausflug sass ich mit Ilse im Flugzeug von Belo Horizonte nach Rio, um von dort mit dem Bus nach Hause zu fahren. Zu jener Zeit hatten die Herren Verbrecher die Waffe der Flugzeugentführungen noch nicht erfunden, sodass uns der Pilot gerne erlaubte, in die Pilotenkanzel zu kommen, um besser sehen zu können. Wir flogen nämlich gerade über die Bergwelt von Petrópolis und zeigten dem Piloten den Morro Assú, wo wir unter dem Gipfelblock geschlafen hatten. Da ich ja diese Strecke schon oft geflogen war, fiel mir eine Veränderung auf, und ich sagte zum Piloten: “Sie fliegen heute etwas anders als sonst”, worauf er erklärte “ich will Ihnen doch Ihr Felsenhotel aus der Luft zeigen”, und da er ohnehin im Abstieg auf Rio begriffen war, konnte er ganz dicht über den Morro Assú fliegen. Wir waren gerührt über soviel Nettigkeit, und ich dachte, dass ein deutscher Pilot viel zu pflichttreu wäre, um wegen eines Fluggastes einen Umweg zu fliegen.

In Belo Horizonte machten die dort ansässigen Deutschen eine Jubiläumsveranstaltung - vor 200 Jahren (oder waren es 150?) war der erste Deutsche dahin ausgewandert. Es wurden sportliche und andere Wettkämpfe veranstaltet und man fragte mich, ob ich mitmachen wollte. Ich sagte zu für das Schachmatch. Da nur ein Nachmittag zur Verfügung stand, sollte ein Blitzschachwettkampf gemacht werden. Schachbretter gab es genügend, aber keine Schachuhren die zum Blitzspielen gebraucht werden. Jemand machte den Vorschlag, dass alle Spielpaare an einem langen Tisch sitzen sollten, und dass der Schiedsrichter mit einer Stoppuhr in der Hand mit einem Hammer auf den Tisch klopfend die Denkzeit von 6 Sekunden für einen Zug angeben sollte, etwa so “Achtung: Weiss zieht!” Peng! und nach 6 Sekunden “Schwarz zieht”. Peng. “Wer das Ziehen versäumt, bleibt aus und kommt das nächste Mal dran.”

Es ging also los mit 16 Teilnehmern an 8 Brettern und die Verlierer schieden aus. Bei der nächsten Partie waren nur 8 Teilnehmer und da ich immer gewann, hatte ich schliesslich für das letzte entscheidende Spiel nur noch einen Gegner, der meiner Meinung nach durchaus nicht schlechter war als ich. Im Verlauf des Spieles kam eine Situation zustande, die im Schachjargon als Zugzwang bezeichnet wird, das heisst, wer immer zieht, verschlechtert sich. Mich überfiel blitzartig ein Schweissausbruch und der Gedanke: “wenn ich nichts mache ist es gut” ich lies also die 6 Sekunden verstreichen ohne zu ziehen, der Gegner zog, verlor und ich bekam den 1. Preis. Dieses Schwindelergebnis hätte natürlich vermieden werden können, wenn der Gegner auch nicht gezogen hätte und wir durch beiderseitiges Nichtziehen die Absurdität der vereinbarten Spielregel - wer nicht zieht, bleibt einfach aus - demonstriert hätten.

Also, sagte ich, ohne Schachuhr, welche die Denkzeit registriert, kann man kein Blitzschach spielen! Falsch, sag ich heute, etwa 25 Jahre später. Man hätte nur zu der vereinbarten Regel hinzufügen müssen: "Nichtziehen darf man nur einmal, das zweite Nichtziehen bedeutet Spielverlust". Mit diesem Regelzusatz hätte mein Gegner mich zwingen können aus der Zugzwangssituation heraus zu ziehen und zu verlieren.